L. eleg. m.
674 h

L. eleg. m. 674h

11285
1820

Zeitgebrechen.

Ansichten und Parallelen

von

Carl Ludwig Roth.

Min d. Innern

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1820.

12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zueignung an Frau — —

Allen denjenigen, verehrte Gönnerinn, welche von vorhandenen Mängeln reden, pflegt man entweder ihre eigene Schwachheit und Sündhaftigkeit, oder das Beyspiel noch schlimmerer Zeiten und Umstände, oder die bekannte Wahrheit entgegenzuhalten, daß man leichter tadeln als verbessern könne. Auch den Beruf des Schreibenden, vorhandene Dinge zu tadeln, pflegt die Welt oft zu bezweifeln, oft ihm abzusprechen, oft den Armen zu seinem Leisten zurückzuweisen. Und um einem angehenden Schriftsteller sein Handwerk vollends zu verleiden, beweist man ihm endlich noch aufs Klareste, daß er nichts Neues gesagt, sondern alte Wahrheit in ärmlich aufgefrischtem Gewande aufgetischt habe. In der Erwartung

gleicher Zurechtweisungen habe ich mich, wie Sie sehen, dennoch mit der kleinen Schrift hervorgewagt, worin ich von etlichen Gebrechen der Zeit theils einige Umrisse geben, theils ihre psychologischen Gründe aufsuchen und darstellen wollte. Was sich ausserdem an diesen Zweck angereiht hat, z. B. die Abhandlung über die Preßfreyheit, ergab sich durch die natürliche Nothwendigkeit, bey der Betrachtung vorhandener Uebel auch an die nächsten Heilmittel zu denken. Die Beobachtungen, in einem kleinen Kreise gemacht, wollen auch auf keinen weiten Kreis von Lesern Anspruch machen. Es sollen diese Blätter zur Anregung und Belebung des Sinnes für das Allgemeine Etwas beytragen; wenn das auch unter Wenigen geschieht, so sind sie nicht umsonst geschrieben.

Das Feld ist, wie Sie wissen, unendlich, und leicht könnte ein Menschenleben darüber hingehen, wenn man es ganz ausstecken, eintheilen, im Einzelnen kennen lernen und getreu darstellen wollte. Wer aber von dieser Ueberzeugung geleitet, nur das Bedeutendste ausheben und darstellen will, ist, das fühle ich wohl, besonders dann in großer Gefahr, zu irren, wenn er den allgemeinen Zustand nur nach dem

ganz kleinen Bezirke, an dessen Gränze seine Augen reichen, beurtheilen will. Was wichtig, folgenreich, nützlich, schädlich, was der Aenderung bedürftig und fähig sey oder nicht, darüber täuscht uns gar leicht der Einfluß der äusseren Umstände auf unsre eigenthümliche Lage, und dadurch auf unser Gefühl. Ungeachtet ich nun bey der Bekanntmachung dieser Blätter weder dem Unmuthe Luft machen, noch für meine äussere Lage etwas gewinnen wollte, so bin ich doch fast überzeugt, daß ich auch aus ähnlichen Gründen nicht ohne Befangenheit und Vorurtheil geschrieben habe. — Ein vollständiges anatomisches Theater hätte ich auch bey genügender Kraft nicht aufzustellen Lust gehabt. Ich habe deßwegen die Zustände, welche nach allgemeiner und unbezweifelter Anerkennung fressende, auszehrende Krankheiten unsers Volkslebens sind, theils gar nicht berührt, theils nur angedeutet, und mich mehr mit den langsam und unmerklich schwächenden Uebeln beschäftigt.

Die Form, worin diese Betrachtungen sich Ihnen darbieten, ist beynahe zufällig entstanden. Wenn eine Absicht davon ausgesprochen werden soll, so ist es die, so wenig als möglich zu ermüden, was durch

den Ton einer fortgehenden Abhandlung gar leicht geschieht. Warum ich auf die ersten Skizzen von gesellschaftlicher Absurdität die Schilderung einfacher, ländlicher Tugend folgen ließ, fühlen Sie gewiß so gut, daß ich es Ihnen nicht zu sagen brauche; ebenso, warum in den Parallelstücken aus der Geschichte die edleren Züge, den Quellen getreu, mit aufgenommen worden sind, wenn sie gleich auf den ersten Blick den Zwecken dieser kleinen Schrift nicht zunächst verwandt zu seyn scheinen. Da aber aus dem angegebenen Grunde für denselben Zweck zwey verschiedene Formen, Erzählung und Abhandlung, gewählt worden sind, so ist die Folge davon gewesen, daß Manches, was man in der Abhandlung erwarten könnte, nicht abgehandelt, oder nicht weiter ausgeführt ist, weil es in der Erzählung schon vorgekommen war. Ich halte es für eine Unhöflichkeit gegen den Leser, ihm allen Stoff zum Vergleichen und Anwenden schon ganz verarbeitet vorzulegen. Von der Ungleichheit in Ausführung dessen, was wirklich abgehandelt ist, will ich mich keineswegs freysprechen. Die Frage: wen ich mit der einen und der andern Person, welche hier redet und handelt, gemeint habe? könnte ich bey Ihnen ganz übergehen, da ich

Sie niemals neugierig gefunden habe. Weil aber diese meine Zueignung zugleich als Vorwort gedruckt wird, so muß ich bemerken, daß ich nicht den Einzelnen, sondern die Welt, nicht Personen, sondern Eigenschaften gemeint habe, welche Vielen gemein sind, und im Leben in den wunderbarsten Mischungen und Schattirungen erscheinen, in der Vorstellung einzeln herausgehoben werden müssen.

Das Ergebniß aller Betrachtungen dieser Art ist gewiß kein anderes, als daß unsre Krankheit weder eine physische, noch eine ökonomische, noch überhaupt eine politische, sondern eine moralische ist, welcher man auch nur durch moralische Stärkung begegnen kann. Dieses, soweit es noch nicht in vorliegendem Hefte auseinandergesetzt ist, deßgleichen diejenigen menschlichen Anstalten, welche zunächst den Zweck moralischer Stärkung haben, Kirche und Erziehung, namentlich auch die Gebrechen, woran beyde zu leiden scheinen, sollen in einer zweyten Lieferung, wenn die Umstände nicht ungünstig sind, abgehandelt werden. Wenn diese Arbeit, wie sie mir bey der Abfassung die vom Berufsgeschäfte übriggebliebenen nächtlichen Stunden des vergangenen Winters oft

auf eine befriedigende Weise ausgefüllt hat, so auch Ihrem zu ernster Beschäftigung stets aufgelegten Geiste einige Nahrung gewährt, so werde ich darin eine sehr willkommene Aufmunterung zur Fortsetzung derselben finden. Und wenn Sie da und dort etwas fänden, was Ihrem feineren Gefühle widerstrebt, so schenken Sie mir Ihre oft erprobte Nachsicht, und bleiben Sie mir freundlichgesinnt und wohlgewogen!

Stuttgart, im März 1820.

C. L. R.

Ein junger Mexikaner kommt nach kurzem Verweilen in andern europäischen Ländern in einer teutschen Stadt an, um sich da zu bilden. Hier zeichnet er sich das Merkwürdigste auf, was er sieht und hört.

Sobald ich in dieser Stadt angekommen war, sah ich mich nach einem Hause um, in welchem ich als Glied der Familie leben könnte. Der Gastwirth, ein gefälliger Mann, versprach aufs Beßte für mich zu sorgen. So kam ich gegen mäßige Bezahlung in das Haus eines, wie man mir sagte, vornehmen, gebildeten und rechtschaffenen Mannes, wo ich von ihm und seiner Familie aufs Freundlichste aufgenommen wurde. Dem Zwecke, mich auszubilden, kam das ganze Haus liebreich entgegen. Nicht nur, daß die ganze Familie durch beständige Unterhaltung meine geringe Kenntniß der Sprache zu erweitern suchte: auch für das Lesen wurde eifrig gesorgt, und auf meine Bitte, mir darin zum Beßten und lehrreichsten behülflich zu seyn, wies mir der Hausherr in seiner Bibliothek eine ganze Reihe von Quartbänden an,

auf welchen aussen in goldener Schrift der Titel: „Staatszeitung“ stand; daneben noch eine schöne Anzahl anderer Bücher, von denen er sagte, daß über die Verwaltung der Finanzen und überhaupt über die wichtigsten Dinge das Beßte und Wissenswürdigste in denselben abgehandelt sey. Was man sonst brauche, setzte er wohlwollend hinzu, um etwa in der Gesellschaft fortzukommen, das werde mir seine Frau anweisen. Ich war auch nicht sobald mit etlichen Bänden von der Staatszeitung auf meinem Zimmer angelangt, als der junge Sohn des Hauses mit einem Korbe hereintrat, der eine Menge von Schriften enthielt. Das, sagte mir der Kleine, schicke die Mutter; und wenn ich fertig sey, so dürfe ich nur das Gelesene zurückschicken, um eine neue Lieferung zu empfangen. Ich machte mich sogleich über den trefflichen Schatz her, und durchsah eilig die Titel der verschiedenen Bände; es waren etwa zwanzig kleine Bände, welche den Titel: Almanach, hatten, deßgleichen eine Menge größerer, welche die süßesten und einladendsten Titel: Kirschen, Ananas, Feigen, Lindenblüthen, Sardellen u. dgl. hatten. Vor Freude wußte ich nicht recht wohl, wo ich anfangen sollte, und bedauerte meine armen Landsleute, welche gar nichts dergleichen haben. Ich saß auch, das Mittag-Essen ausgenommen, den ganzen Tag über den

trefflichen Büchern, entschlossen, nicht nachzulassen, bis mein Geist aufgehellt würde.

Mehrere Tage verflossen in angestrengter Beschäftigung, ohne daß ich Fortschritte an mir bemerkt hätte. Vielmehr fühlte ich meinen guten Muth sinken und abnehmen, je weiter ich im Lesen kam, und oft kam mir der trübe Gedanke: ob ich denn auch wirklich der Bildung fähig sey? Madame Z., die Frau des Hauses, gab mir zu verstehen, ich sollte mich mehr an ihre Bibliothek halten, als an die ihres Mannes; aber auch die Befolgung dieses Winkes brachte mich nicht ins Klare. Mir wurde so trüb, so dunkel im Kopfe, wie wenn ich verdorbenen Wein getrunken hätte. Tausend Dinge verstand ich nicht; und bey denen, welche ich verstand, mußte ich immer mich fragen: ist denn das Bildung meines Geistes? Unbekannt, wie ich war, wußte ich mich an Niemanden zu wenden, als an den Herrn und der Frau im Hause, die denn bald sehr unzufrieden mit meinem ungelirnigen Wesen wurden. Was wollen Sie denn, fragte er mich eines Tags nach Tische, als wir drey noch allein saßen, was wollen Sie mit Ihrer Bildung? Oder was für eine Bildung verstehen Sie? Ein Künstler, ein Dichter, ein Geistlicher wollen Sie doch nicht werden, sondern ein brauchbares Glied des Staates. Nun sehen Sie! die Kenntnisse, wodurch

man das wird, die nenne ich Bildung; das Andere sind Kleinigkeiten, Spielereyen, die Sie nebenher sich zu eigen machen können. Ich bin doch, glaube ich, auch gebildet, und wollte den sehen, der mir das ableugnete; und dennoch lese ich seit zwanzig Jahren ausser der Zeitung nur das, was in mein Geschäft einschlägt. Dabey befinde ich mich wohl, und wüßte nicht, was mir fehlte.

Das kann ich dir nicht zugeben, lieber Mann, sagte die Dame. Muß denn nicht auch das Gemüth etwas haben? Muß denn nicht auch die Einbildungskraft mit schönen und würdigen Bildern angefüllt werden? Und dann in Gesellschaft, soll man da ewig von Geschäften und von Politik reden? Gebildet ist nur derjenige, welcher eine Gesellschaft gut unterhalten und überall mitsprechen kann: das ist doch die eigentliche Bildung. Unser N. hier muß also in diese Kunst eingeführt werden. Da hatte ich mir einen ganz ordentlichen Plan für Sie gemacht, lieber N.! Sie sollten mir zuerst nur im Allgemeinen das Feld kennen lernen: dazu schickte ich ihnen Almanache nnd Journale u. dgl., dann wollte ich mit Ihnen zum Schwereren fortschreiten: hiezu hatte ich mir Kotzebue's und Ifflands dramatische Werke ausersehen; sodann wären wir ins Tiefe hinabgestiegen; in Fouqué wäre Ihnen eine neue Welt aufgegangen, und

so hätte ich Sie unmerklich dahin geführt, wo Sie hin wollten. Aber es ist, glaube ich, mit Ihnen nichts anzufangen.

Ihr Gemahl war unzufrieden weggegangen. Ich habe, sagte sie, einen guten Mann, einen rechtschaffenen Mann. Aber gebildet kann ich ihn freylich nicht nennen. Seine Jugend (er ist fünfzehn Jahre älter, wie ich) fiel in die Zeit, wo der Anspruch an Bildung gering war. Ich kann ihm deßhalb nicht übel nehmen, daß er vom Geist der Zeit keinen rechten Begriff hat. Er ist nicht mit der Zeit fortgeschritten. Meynen Sie, ich habe keine Versuche gemacht, ihm den Sinn für etwas Höheres beyzubringen? Ach wie oft ist das geschehen! Aber wenn ich ihn denn einen Tag durch anhaltendes Bitten dazu gebracht hatte, mich ins Schauspiel zu begleiten, so war er den ganzen andern Tag verdrüßlich; und so ließ ich ihn seinen gewohnten Gang Abends ins Weinhaus gehen. Es ist hart, sehr hart, nicht mit einer gleichgesinnten Seele verbunden zu seyn.

Die letzteren Worte hatte sie so bewegt ausgesprochen; daß ich ganz gerührt war. Tief seufzte sie auf, und wischte sich die Augen.

Wir saßen wohl eine Viertelstunde stumm neben einander. Und wie ist es denn mit dir? dachte ich. Bist du jetzt klüger über das geworden, was du ei-

gentlich willst? Der Mann spricht der Frau, die Frau dem Manne die wahre Bildung ab. Wem willst du glauben? wem folgen? Während ich dieser unangenehmen Empfindung nachhieng, fieng die Dame wieder zu sprechen an: Bey Ihrem Eintritt in mein Haus hatte ich mir gedacht, in Ihnen könnte die Seele wohnen, die mich begriffe, mit mir fühlte. Darum war ich so bereitwillig, für Ihre Bildung zu sorgen. Ich meynte, ein schöner Bund der Seelen könnte so geschlossen werden. Aber ihr Männer seyd, wie das Schicksal, roh und kalt.

Als hier ihre Augen wieder feucht werden wollten, bat ich sie aufs inständigste, mir ihre Gunst nicht zu entziehen, und über Alles, was ich thun und lassen soll, zu verfügen. Ich versprach ihr, Tag und Nacht zu lesen, was sie mir anbefehlen werde, und mich ganz von ihr bilden zu lassen.

Meine Bereitwilligkeit that die beßte Wirkung. Ihr Gesicht erheiterte sich, sie blickte mir hell und freundlich in die Augen, und indem sie mir die Hand gab, nannte sie mich einen rohen Edelstein, dessen scharfe Ecken sie abzuschleifen keine Mühe sparen wolle. Zugleich lud sie mich ein, sie den Abend in ihre Gesellschaft zu begleiten, was ich, froh, die peinliche Scene geendigt zu sehen, gerne zusagte.

Es war ein herrlicher Abend. Man wird wohl in einen Garten gehen, dachte ich, oder auf ein nahes Dorf, oder auf eine der freundlichen, fruchtbaren Höhen, welche die Stadt umgeben. Aber ach! Nichts weniger, als das! Meine Dame führte mich in ein schönes Haus, wo wir in reichverzierten Zimmern von einigen Damen aufs Höflichste empfangen wurden. Mehrere kleine Tische, jeder mit einem Kartenspiel, standen herum. In einer Ecke standen die Herren.

Madame Z. stellte mich den Damen als einen jungen Mexikaner vor. Alle bezeugten sich hocherfreut, mich kennen zu lernen, und erschöpften sich in Fragen über mein Vaterland. Man werde aber auch in den Gesellschaften von besserem Ton Französisch sprechen, meinte die Eine; die andere wollte Nachrichten haben, daß ich durch Rußland herausgereiset sey, und rühmte die Russische Regierung, welcher sie mich unterthan glaubte; die dritte fragte nach meinen Mamsellen Schwestern und, ob ich ihnen auch schon ein Paar von den neuen Gazehüten zugeschickt habe? die vierte zweifelte nicht, daß mein Vater ein reicher Baron oder Banquier, oder als Geheimer-Rath angestellt sey, und fragte nach den Besoldungen in meinem Lande. Alle fragten, wie es mir in dieser Stadt gefalle, und ob ich den Schauspieler Mari-

minus schon gesehen habe? Als ich aber alle Fragen ausser der vorletzten mit Nein beantwortete, und zugleich die Herren eine Bewegung gegen die Tische machten, zogen sich die Damen von mir zurück, und setzten sich, um zu spielen.

Nun war ich allein mit meinen mißmuthigen Betrachtungen. Alles spielte aufs Emsigste, und ich war ganz vergessen. Traurig blickte ich aus dem Fenster hinauf an das kleine Stück des Himmels, welcher hier zu sehen war, neidisch auf die Kinder, welche in der Straße spielten, ich fühlte mich, wie lebendig begraben. Meine Dame hatte wohl meine Stimmung bemerkt, als sie mir rief, ich sollte mich neben sie setzen. Aber von den Karten verstand ich nichts, und meine einzige Beschäftigung war, die zwölf Gesichter der Spielenden der Reihe nach zu mustern. Meine Dame war beynahe die Jüngste, und ohne Widerrede noch die schönste. Diejenige aber, welche mir zur Rechten saß, wurde während des Spiels zusehends gelber; ihre Nase wurde weiß, wie Papier, ihre Lippen bebten, ihre dunkeln Augen waren auf das Häuschen Geld, welches im Abnehmen war, geheftet. Lächelnd und mit unruhiger Bewegung saß dagegen die dritte da, und schlug oft mit der Gewalt eines Kriegsmanns die Karten auf den Tisch: alle Röthe schien aus dem einen Gesicht in das

andere zu ziehen, und da die Wangen schon voll von Gluth waren, auf der Stirne, in der Nase und am Halse Platz zu nehmen. Der Herr des Hauses war die vierte Person an diesem Tische.

Ich war mit meinen Betrachtungen noch nicht fertig, als ein Mann von mittleren Jahren, welcher mir als Verwandter des Hauses vorgestellt, und dem ich sogleich zur Unterhaltung empfohlen wurde, herein- trat. Zu unserem Gespräche, das wir, in ein Fenster gelehnt, ziemlich lebhaft führten, gab der Anblick der spielenden Gesellschaft den ersten Anlaß. Karten, sagte er, sind mir wie Gift — das letzte verzweifelte Mittel, mich von des Lebens Bürde und Langweile zu befreyen, die niederste Potenz der Unterhaltung, zwanzig Grade noch unter dem Blindekuhspiel, wor- an sich die Blüthe unserer Jugend auf dem Museum ergötzt. Und dann Karten in eines Weibes Hand, wie häßlich, wie unnatürlich! wie widrig schon an sich, wie viel widriger durch die Verzerrung der sonst doch sanfteren Gesichtszüge zur gemeinen Leidenschaft! Dieses Aufpassen, dieses Lauschen, dieses Berechnen, diese Hast im Einraffen des Geldes, diese Schaden- freude beym Gewinn, dieser nagende Zorn beym Verluste! Nein das sind nicht jene Frauen in Schil- lers gepriesenem Liede von der Frauen Würde, wel- ches sie so ausnehmend gerne lesen und lesen hören.

Er sprach so heftig, daß ich erschrack. Er bemerkte es und hieß mich ruhig seyn. Das Spiel, sagte er, verstopft die beßten Ohren. Jetzt hören sie nichts, weder die delikateste Sadtgeschichte, noch das erbärmlichste Kindergeschrey, noch meine Predigt!

Mir gefiel der Mann bey aller seiner Bitterkeit: er schloß sich bald an mich an, und so gewann ich an ihm einen wohlwollenden Führer in der menschlichen Gesellschaft. Auf Spatziergängen, bey Bällen und Konzerten, wie bey Gastmahlen und Theegesellschaften waren wir unzertrennlich.

Als wir so eines Abends auf einer Bank des öffentlichen Spazierganges sitzend die Vorübergehenden musterten, sagte ich zu ihm: aber das ist doch wahr: Sie haben hier ein kräftiges Geschlecht von Männern! Jünglinge, wie Felsen, gehen ja hier vorüber, welche Lenden, welche Beine, welche Waden! Und dazu einen so kleinen, niedlichen Fuß! Und dann oben: welche Fülle, welche Brust, welch kühne Formen! der Leib so schlank, zart und stark zugleich. Gewiß müssen diese trefflich erzogen, abgehärtet, geübt werden, gewiß als reine, keusche Jünglinge, wie ihre Vorfahren, von welchen ich heute erst gelesen habe, leben. Denn sonst könnte es so nicht seyn. Nur das ist mir wunderbar, daß sie zum Theile die Arme gerade so vom Leibe strecken, wie die ledernen Puppen, welche

ich in der Kinderspiel-Waarenhandlung gestern gesehen habe.

O Freund! sagte er lachend, wir leben in der Zeit der Weichherzigkeit. Diese haben in Jean Paul Richter gelesen, daß das weibliche Geschlecht wie durch weichere Umhüllung des Herzens, so durch größere Weichheit des Herzens selbst die Männer beschäme, und daß das Eine mit dem Andern nothwendig verbunden sey. Geschwind wissen sie und ihre Schneider zu helfen. Sehen Sie diesen jungen Herrn! der Schneider hat ihm einen Busen gewölbt, wie einst kaum Helena ihn trug. Die armen, ehrlichen Mädchen gehen hinter ihm, wie wenn die Natur durch einen Isaks-Mißgriff all' diesen Segen an ihn vergeudet hätte. So ist jetzt Alles weichherzig, sogar die Polizey! Ich muß mich immer an den armen Neuverehlichten erinnern, welcher gedachte, ein recht hübsches Gespons heimzuführen. Aber ach! was legte die nicht Alles ab, ehe sie ins Bette stieg! was packte sie nicht aus! Alles nenne ich nicht, aber als sie den einen Fuß abgeschraubt und auf den Nachttisch gelegt, als sie ein Auge herausgenommen, und in ein Glas Wasser versenkt hatte, da dachte der Unglückselige, dem es so kalt war, wie Heemskerken: ach! daß sie jetzt vollends Alles auseinan-

derlegte, und Nichts wäre, als ein Gebild des Drehers! Wie wollte ich dann vor der nächsten Verlobung meine Augen aufthun! So gut aber wurde es dem Aermsten nicht. Es blieb noch genug beysammen, um ihn ein halbes Jahrhundert zu quälen.

An unserem jungen Herren da hat diesen Abend sein Diener noch eine Stunde aufzuschnüren; dann kommen erst noch die Pseudo-Schenkel und die Pseudo-Waden vom Leibe, bis er, so liebenswürdig, wie jene Braut in die Federn sinkt. Nur bey Nacht ist er er selbst, bey Tag ist er eine vom Schneider fabrizirte Lüge.

Meine Bekanntschaft erweiterte sich schnell. Dieses Volk, sagte Mohn (so will ich meinen Freund bezeichnen), blickt den Fremden an wie ein seltenes Thier, und möchte ihn gar zu gerne fragen: ob er denn auch esse, schlafe, trinke, gehe und sitze wie ein Mensch? Deßwegeu will ein Jeder Sie zum Essen oder doch wenigstens zum Kaffee laden. Jeder gedenkt etwas Wunderbares an Ihnen zu sehen, oder von Ihnen aufzuschnappen.

Vor einigen Tagen speis'te ich bey dem Präsidenten Y. Ich saß zwischen einer ältlichen Dame und dem Schauspieler Roscius. Der treffliche Rheinwein, welcher hier in Strömen floß, gab dem Letztern Stoff zur Unterhaltung mit mir. Es ist trau-

rig, sagte er, mit dem Wein in diesem Lande. Der Künstler muß doch etwas Gutes haben — nicht wahr? Nun sehen Sie, den hiesigen Landwein liebe ich nicht; er hat nicht den Geschmack, welchen ich schätze; ich muß also Rheinwein trinken. Die Flasche Rheinwein, welche ich vor der Probe zu trinken pflege, kostete mir sonst drey Gulden; jetzt verlangt man fünf; wie kann da der Künstler bestehen? Die Kunst schwebt frey über den Bedrängnissen dieser Erde; sie darf nicht nach Brodt gehen; sie lebt im Kreis der Könige und Herrscher, von welchem niedre Sorge ferne bleibt. Deßwegen ist es thöricht, nein es ist ungerecht und abscheulich, wenn man an unserer Einnahme schmälert. Rechnen Sie selbst, eine Flasche Rheinwein nur fünfmal in der Woche Vormittags, macht jährlich zweyhundert und sechzig Flaschen; die Flasche zu fünf Gulden, macht dreyzehnhundert Gulden jährlich: und das nur für Rheinwein! Welcher Abzug an 4000 Gulden! wie ist es möglich, anständig vom Uebrigen zu leben?

Während ich mich anschickte, meine vollkommene Einstimmung zu äußern, nahm meine Dame zur Linken das Wort. Nichts ist richtiger, sagte sie, als was Herr Roscius bemerken. Wenn ich mir denke, wie Sie auf der Bühne dastehen, fechten, rennen, umarmen, weinen, schreyen, küssen, mit welchem

Affekt Sie sprechen, welche Anstrengung Ihr talmaisches Geberdenspiel Ihnen kostet, so begreife ich nicht, wie Sie um einen solchen Gehalt in hiesige Dienste haben treten mögen?

Die Kunst, sagte die Präsidentin, am ganzen Tische herumblickend, lebt um der Kunst willen, nicht um schnöden Gewinn, nicht wahr, lieber Roscius!

Wenn der Künstler, antwortete Roscius, nicht in sich selbst, im Bewußtseyn des Guten, das er schafft, seine Befriedigung fände, was könnte ihn entschädigen für die Opfer, welche er der Welt bringt?

Nein! Nein! rief voll Jugendfeuer meine Dame. Sie sind zu bescheiden, wie immer der wahre Künstler, der ächte Genius. Wer könnte ihn belohnen für seinen hohen Sinn, für sein Arbeiten bey Tag und bey Nacht, für sein segenreiches, herrliches Würken? Sie wissen ja, welche Flamme ihr Genius in meinem Sohne entzündet hat. Seitdem er Sie den Taucher deklamiren gehört hat — meynen Sie, er reite noch, oder er mache Visiten, oder habe sonst eine Freude? Nichts weniger, er deklamirt den ganzen Tag, dem ganzen Haus, und wenn er sonst Niemanden hat, so müssen der Kutscher und meine Kammerfrau Zuhörer seyn.

Als sie hier, vom starken Sprechen erschöpft, inne hielt, um neue Kraft zu sammeln, suchte ich die Bemerkung anzubringen, daß diese Kunst mir sehr achtungswerth sey; daß ich aber mich wundere, wie man immer dieselben Stücke bey diesen sogenannten Akademien aufs Neue hören müsse; da doch der Eindruck des Deklamators gewiß sehr verstärkt werden würde, wenn das Vorgetragene den Zuhörern auch dem Inhalt nach gar nicht oder wenig bekannt wäre.

Roscius warf hier einen Blick auf mich, der mich unfehlbar vernichtet hätte, wenn ich nicht ein Halbbarbar gewesen wäre: und ein gegenübersitzender Herr, mit mehreren Orden geziert, sagte zu mir mit wohlwollendem Lächeln: Gegen Ihre Meynung streiten angesehene Beyspiele. Ich übrigens habe auch schon manchmal gedacht, daß der Deklamator, um nicht denen, welche der Spur nachklatschen, sondern um den Gebildeten zu gefallen, seinem Publikum wie der Musiker, auch dem Stoffe nach neu bleiben müsse.

Die Wahrheit des Satzes schien von dem Ansehen des Mannes unterstützt zu werden, denn eine Zeitlang war es stille beynahe mit Verlegenheit. Aber meine Dame mußte den Stein vom Herzen wälzen. Denken Sie nur, sprach sie mit cyprischen Lächeln zum Schauspieler, mein Sohn hat indessen schon drey Trauerspiele, deren eines in Lappland, das andere

bey den Samojeden und das dritte bey den Tschukt-schen spielt, auf das Papier eigentlich hingezaubert. In dem letzten hat er ein hohes, nordisches Königs-bild dargestellt ganz auf Sie berechnet, einen edeln Kecken, einen Christenhelden, wie meine Nichte Clotil-dis sagt. Da lebt und webt der gute Junge in der Hoffnung, daß sein erster April einmal auf die Bühne kommen werde, durch Sie, durch Sie lieb-ster Roscius! Und wenn dann erst noch im Armen-freund und andern Journalen eine Anzeige davon käme, wie man geklatscht habe, wie voll das Haus gewesen sey, wie Sie noch einmal unter dem Vorhang haben hervortreten müssen — ach! das wäre Seligkeit für meinen Sohn! Auf Ihnen allein ruht unsere Hoffnung, bey Ihnen steht es, uns ganz glücklich zu machen!

Dem weiteren Flehen der Dame machte fürs Erste das Aufstehen der Gesellschaft ein Ende. Sie folgte aber dem Kecken, und gab durch das Fassen seiner Hände zu verstehen, daß sie ihn sobald nicht loslas-sen werde.

Sobald es angieng, flüchtete ich zu meinem Freunde, welcher dießmal nicht mit mir geladen war.

Nachdem ich ihm Alles erzählt hatte, fragte er mich: Nun! wo hat es Ihnen besser gefallen, bey dem Präsidenten, oder vorgestern bey der Madame N.? Ich wußte ihm nicht zu antworten. Sie erinnern sich

doch noch, fuhr er fort, der langen, reichbesetzten Tafel. Gekocht war offenbar für 30 Personen, während es nur 13, und, nachdem man den Commis, des Aberglaubens wegen, dazu gerufen hatte, 14 waren. Sie selbst, die Hausfrau, saß wie auf einem Triumphwagen; und während der Tisch unter ihren Schüsseln brechen wollte, entschuldigte sie sich der Reihe nach bey einem Jeden über das schlechte Essen, was sodann natürlich mit einer Lobpreisung ihrer Küche erwiedert werden mußte. Sie haben doch die Parentation gehört, welche mein Nebensitzer einem kalekutischen Hahn hielt, während er mit solcher Zier auf ihn einbiß, daß er bis an den Backenbart gesalbt war? Haben Sie denn, von der ganzen geistreichen Unterhaltung nichts behalten? Vieles, antwortete ich. Wenigstens von zwölf Schüsseln habe ich gehört, wie sie zubereitet wurden, und von denen, welche mir mundeten, habe ich die Kochregeln mir zu Hause aufgeschrieben. Madame Z. welcher ich das Geschriebene zur Censur vorlegte, fand kein Jota daran vergessen. Und haben Sie auch, fuhr Mohn fort, bemerkt, wie traurig der arme R. dreinsah, wenn wieder eine neue Schüssel auf den Tisch kam? Nein! antwortete ich; aber vielleicht ist er zu gelehrt, oder bedauerte er die verschwendeten vier Stunden; oder gedachte er der hungernden Armuth, oder fiel ihm das horazische

linquenda ein, oder sonst etwas, das ich nicht weiß. Dießmal, sagte Mohn, sind Sie im Rathen nicht glücklich gewesen. Es fiel ihm aufs Herz, daß seine Frau alle diese Schüsseln zählte, und bey der Nächsten Abfütterung den Geladenen, worunter eben dieser Madame N. wenigstens eine Schüssel mehr vorzusetzen entschlossen war. Sie und ich kommen dabey immer besser weg: die Andern aber sind geladen auf Hoffnung. Da wird gesäet in das fruchtbare Feld der Eitelkeit und des Hochmuths, und trägt sechzigfältig und hunderfältig. Das sind wahre Agapen, wie in der apostolischen Zeit. Nun sollen Sie mir aber heute noch das höchste sehen, was es hier giebt. Heute ist Harmonie auf dem Museum. Ich bin von meiner Freundinn X. zum Thee dahin geladen, und Sie sollen mich begleiten. Vergebens wendete ich ihm ein, daß ich durch fortgesetzte Genüsse endlich nicht nur gleichgültig, sondern überdrüssig seyn werde. Desto besser! sagte er: werden Sie mit der Welt bald fertig, so ist Ihre Lehrzeit zu Ende. Wir entfernen uns von der Natur, um auf unseren Abwegen zu erfahren, daß wir zu dem Punkte, von dem wir ausgingen, zurückkehren müssen, wenn wir glücklich seyn wollen. Wer zuviel Wein getrunken hat, den verlangt nach Wasser. Der Junge des Zuckerbeckers, wenn er bis zum Eckel genascht hat, ißt am Ende

lieber ein Stückchen Hausbrodt. Wir selbst, durch Gewohnheit Fleischessend, suchen später Milch und Gemüße wieder auf.

Mein Vetter A. konnte es kaum erwarten, bis er reich genug war, um mit zwey Pferden zu fahren. Jetzt geht er wieder zu Fuße, und ein Spaziergang ist ihm ein Fest. Kommen Sie mit, der Ueberdruß vergeht wieder, wenn keine Reue ihm anklebt!

Ich bat meinen Freund, mich über den Zweck der Harmonie zu unterrichten. Mich dünkt, sagte ich, eine große Gesellschaft, welche zur Unterhaltung sich vereinigt, muß entweder einen bestimmten Stoff dazu haben, z. B. Litterarischen, oder wenn die Unterhaltung allgemein seyn soll, so muß sie von einem gewissen Mittelpunkte, etwa von einer geistreichen Frau ausgehen, um welchen die Andern sich sammeln. So ist gewiß in Ihrer Stadt, wo ich schon so viele verständige und liebenswürdige Menschen kennen gelernt habe, Ihre Harmonie durch eine kleine Gesellschaft entstanden, welche sich schon verstand, und an welche die Uebrigen sich in immer größerer Anzahl angereiht haben. Ach nein! antwortete Mohn. Auf einmal hieß es: wir wollen eine Harmonie haben. Da wurden zusammengebothen Parther und Elamiter, Juden und Judengenossen, Creter und Araber; die halten heute Harmonie, und wir mit.

So waren wir an den Eingang gekommen, wo wir zwey Damen folgten, welche, wie wir, über Zweck und Nutzen der Harmonie sich unterhielten. Mein Mann, sagte die Eine, sieht es nicht gerne, daß meine Töchter auch hieher gehen. Aber, wunderlich! sage ich allemal, die jungen Leute müssen doch eine Gelegenheit haben, einander kennen zu lernen. Man weiß ja nicht, wie es geht. Und dann — ich bin ja dabey, was willst du mehr? Auf diese Frage antwortete der Aermste gewiß nicht, sagte Mohn leise vor sich hin. Indessen traten wir in den Saal, wo wir Anfangs der vielen Leute wegen an der Thüre stehen bleiben mußten. Sie lesen ja, sagte er, Vossens Uebersetzung von Homer? So war es bey den Schiffen der Danaer, solches Geschwirre, solches Getöse; oft schon habe ich die Probe gemacht, mir die Ohren abwechselnd mit den Händen zu schließen, und dann wieder zu öffnen; Da toset es wie ferne Brandung, und wer es zwey Stunden so fortsetzte, könnte füglich ein Narr werden.

Anfangs erschien mir der Platz, wie ein öffentlicher Spaziergang. Mehrere Reihen junger Damen zogen Arm in Arm auf und ab, ebenso die jungen Herren, welche ihnen folgten, und in der Bezeichnung und Beurtheilung ihrer Reize sehr ins Einzelne giengen. Viele standen in Gruppen, um welche sich die

Spazierenden herumwenden mußten. Endlich konnten auch wir durch die Felsen und die Strömung hindurch zu den Tischen gelangen, an welchen die Frauen um den Theetopf saßen. Hier fanden wir bessere Unterhaltung, als ich nach meines Freundes Worten geahnet hatte. Zum erstenmale machte ich neue Bekanntschaften, ohne gefragt zu werden, ob ich schon im Theater gewesen sey? Er ist ein ächter Barbar, sagte Mohn zu der geistvollen Frau, welche ich da kennen lernte: es gefällt ihm weniges, und meistens andre Dinge, als uns sinnigen Teutschen. Meynen Sie, er habe gestaunet, als ich ihn ins Residenzschloß führte, um ihm das Kronenzimmer zu zeigen? Er wollte gleich wieder fort, ungerührt selbst von den prachtvollsten Schlachtstücken, worauf unsre Dragoner auf's Pünktlichste, wie von einem Schneider, abgebildet sind; mit Gewalt mußte ich ihn nachbewegen, daß er noch mit mir und der übrigen Gesellschaft in das Zimmer gieng, wo der berühmte Amor steht. Für den Anblick des Gottes selbst zwar zeigte er sich dankbar genug; um aber doch etwas zu tadeln, rief er aus: ey du liebliches Kind! wer hat denn dich so eng und trüb hier eingesperrt, wie die arme Princessin im Thurme? Die ganze Gesellschaft erschrack; denn ein Laquai, welcher uns herumführte, hatte gesagt, daß das Gemach eigens für den jun-

gen Gott in antikem Geschmack erbaut, und wie der Gott selbst unübertrefflich sey.

So gefallen Sie mir, sagte die Dame, welcher zu gefallen ich ein gar lebhaftes Verlangen fühlte. Wenn man anfängt zu empfinden, fuhr sie fort, empfindet man oft so ganz anders, als es in Büchern und Zeitschriften steht. Aber wenn alle Zeitungen das Lob eines Kunstwerks oder eines Künstlers ausposaunen, wenn Reisende in ihren Berichten nicht fertig werden können mit Erzählen, wie prächtig das Alles sey, was sie da, z. B. hier gesehen haben: so meynt man, es müße wahr seyn, und schwatzt lieber nach, als daß man durch ein unbesonnenes Urtheil sich lächerlich macht. Als Mädchen wagte ich höchstens meiner Schwester anzuvertrauen, was ich schön fand, oder nicht; denn meine Mutter hätte mich einmal beynahe gepeitscht, da ich meynte, es gebe noch viel schönere Sachen, als W.'s Susanna.

Wunderbar ist, sagte mein Freund, daß überall, wo Menschen beysammen sind, eine Art von Censur des Schönen sich erhebt, ein Tribunal des Geschmacks, vor dem wir andere Menschenkinder verstummen. Die Kirche des Schönen hat einen infallibeln Papst in Teutschland, der weniger sich selbst, als den sie sich aufgedrungen hat. Die welche als seine Nuntien auftreten, rühmen sich gleicher Unfehl-

barkeit, und werden dadurch Orakel in großen und kleinen Städten. Bey allen Kunstsammlungen hört man das ehrfurchtgebietende: Er hats gesagt. Wehe dem, welcher wagte, eines seiner Produkte schwach zu finden! Ja ich selbst bin, wie Sie sehen, feig genug, ihn vor diesen Damen, deren Geschlecht solchem Götzendienste ohndieß mehr anhängt, nicht mit Namen zu nennen.

Die Unterhaltung verbreitete sich noch weiter über die Freyheit des Geschmacks, und wir gaben uns gegenseitig das Wort, auch an großen Dichtern und Künstlern das Schwache schwach, das Breite breit, das Kindische kindsch und das Unanständige unanständig, zu nennen: und indem wir ins Einzelne giengen, das Eine angrieffen, das Andere vertheidigten, vergassen wir die ganze rauschende Gesellschaft um uns her. Nur mein Freund entfernte sich eine kurze Zeit, um, wie er sagte, auf die Jagd zu gehen. Mir verfloß in wahrhaft geistigem Genusse der gefürchtete Abend.

Den andern Morgen kam mein Freund, mich zu der Dame, welche ich den Abend zuvor auf eine so angenehme Weise kennen gelernt hatte, abzuholen. Zuerst kam natürlich das Gespräch auf die Harmonie, und wir fragten unsern Freund, was er während seiner Entfernung von uns erjagt habe? Nichts, antwortete er, sey ihm angenehmer, als die verschiede-

nen Stimmungen verschiedener Menschen bey einer solchen Gelegenheit zu beobachten, und, wenn es seyn könnte, ein Urtheil über den Genuß, welchen man gehabt habe oder nicht, anzuhören. So habe er dießmal sich drey Urtheile aufgezeichnet, in schlechten Versen; gleichsam Stimmen, die er im Weggehen, auf der Treppe, belauscht habe. Wir baten ihn, seinen Schatz mitzutheilen, was er auch sogleich gewährte.

Dame A.

Die runden Tische lieb' ich nicht;
Kein Oben dran, kein Unten.
Der war gewiß ein armer Wicht,
Der diese hat erfunden.
Personen, die sich distinguiren,
Steht eine lange Tafel an,
Wo man gehörig sich plaçiren
Und seinen Vorsitz führen kann.

Ritter B.

Was daraus wird? ich weiß es nicht!
Mein Blick ist doch gewiß recht wichtig;
Doch thut man hier, als wär' es nicht ich;
Man blickt so dreist ins Angesicht.
Die gehen hin, die kommen her,
Und laufen, schwatzen kreuz und quer,

Und Mancher, den ich steif ansah,
That noch, als wär' ich gar nicht da.
Sollte es länger noch also bleiben,
Wird man am Ende mich gar vertreiben. —

Fräulein C.

O Nanny, es war herzig hier!
Ihr seyd doch glückliche Mädchen:
So etwas haben leider wir
Nie in dem albernen Städtchen.
Ich meynte, es sey steif und dumm,
Man müsse ruhig sitzen,
Da gieng es her, da giengs herum,
Wir sprangen ja zum Schwitzen!
Man müsse still seyn, meynte ich,
Wir aber schrieen mörderlich,
Des Lachens war kein Ende;
Und gar nicht wissend, wer ich wär',
Erhaschte mich der schöne Herr
Und drückte mir die Hände.
Zehn blaue Flecken trage ich
An jedem Arm, wie prächtig!
Noch zwey, drey Wochen ließe mich
Die Mutter wohl hier, dächt' ich.

Ich hatte eine ziemliche Zeit der Beobachtung der Gesellschaft und dem Streben, mich durch Bücher

zu unterrichten, gewidmet, und sah jetzt das Spätjahr herankommen, welches ohnedieß ausser diesen Beschäftigungen und Genüssen nichts darbietet. Mich verlangte sehr, meine Augen vom Lesen und Schreiben, vom Anblick der weissen Pflastersteine und vom Staube der Straßen, meine Ohren vom furchtbaren Getöse der Trommeln und der Stadtwägen, kurz alle meine Sinne, die in den Städten immer mehr oder weniger leiden, eine Zeitlang ausruhen zu lassen. Mohn bestärkte meinen Vorsatz, aufs Land zu gehen, durch das Anerbieten, mich zu begleiten. Wir giengen des Abends, etwa zwey Stunden vor Sonnenuntergang weg, um in einem Dorfe unterwegs zu übernachten. Lange stiegen wir bergan, glühend von der noch kräftigen Sonne. Unter einer dickbelaubten Linde endlich standen wir auf dem höchsten Punkte, den wir diesen Abend zu ersteigen hatten. Bis weit hin in blaue Ferne lag vor uns das fruchtbare Land. Ach wie schön ist das Alles anzusehen! sagte Mohn tiefbewegt. All' das glänzt in der Ferne, Alles scheint zu grünen und zu leben: die kleinen Bauernhäuser dort an den Höhen, wie glänzen sie so freundlich im Sonnenlicht! Und wenn wir nun hinzögen an jene Rebgelände, so fänden wir Trauben an dem mit des Winzers Schweiße getränkten Stocke, wovon er selbst den Saft nicht trinken wird; und von

den kleinen Häusern verschwände der liebliche Schein, der sie dem Auge in der Ferne so schön bemalt hat. Drinnen Klage und Zank, und nach dem mühseligen Tage kaum eine andere Stärkung, als ein kurzer Schlaf. So ist Alles, Alles nur in der Ferne schön!

Ich tadelte ihn, daß er sich und mich so trüb stimme. Leider kann ich anders nicht, sprach er. Mich stimmt der Abend zum trüben Nachsinnen. In dieser Zeit, wo die einsame Dämmerung zwischen Tag und Nacht hereinzutreten anfängt, regen sich alle wehmüthigen Gefühle, Ahnungen entschwundener Freuden, und wenig hoffend blickt man in die Zukunft. Die Dämmerung ist die Stunde des Heimwehs. So stand ich einst in A. weinend am Fenster. Ich war zwölf Jahre alt, und hatte fünf Wochen in N. zugebracht, und dachte in der Dämmerung an die liebe Stadt, als an eine theure Heimath, zurück. Die mitleidige Postmeisterinn bot mir die Zeitungen hin, die ich ohne Sinn und Verstand ansahe, meinem Heimweh nachgebend. Alles war so fremd, so ungewohnt; niemals fühlte ich mich hülfloser.

Doch nein! auch recht behagliche Momente habe ich im Zwielichte genossen. Ich genoß sie mit den lieben Gesellen meiner Jugend in T. Gerne legte man Buch oder Feder weg, und sammelte sich um den schmutzigen Tisch, oder öfter noch am Ofen.

Da floß der Strom ungezwungenen, oft muthwilligen Gespräches: die Zukunft lag lachend vor den jungen Gemüthern, welche nur die Gegenwart manchmal mit dem durch Aushausen selbst gemachten Geldmangel ein wenig quälte. Aber bey schlechtem Taback, in so lustiger Gesellschaft war bald Alles vergessen. Abends klopfte kein Philister mehr an; und wer hätte an den Morgen gedacht? Da war kein Rückhalt, kein Uebelnehmen, keine Konvenienz, als die zwischen guten Menschen. Nie gieng der Puls des Lebens voller und gleicher, als in jener jugendlichen Zeit. Jetzt aber ist es wieder anders. Schweigend giengen wir weiter: unwillkührlich folgte ich den Empfindungen, welche mein Freund in mir erregt hatte. Der Ton der Abendglocken aus den Dörfern, fernes Rufen der Menschen und das Blöcken der Schaafe, was mir sonst so heimathlich klang, schien mir jetzt traurig und trübselig. Ja am Ende, da wir an einem niedern Bauernwirthshause anklopften, sehnte ich mich nach der Stadt zurück, aus welcher hinwegzukommen mich so sehr verlangt hatte.

Auch Mohn mochte etwas Aehnliches empfinden. Denn als wir des andern Morgens der höhersteigenden Sonne entgegen, unsere Reise fortsetzten, vergnügt über den Anblick des schönen, morgenhellen Landes, sprach er zu mir: Wie wird man doch so

weichlich in der Stadt! da meynt man auf eine Reise alles Mögliche mitnehmen zu müssen, woran man sonst Wochenlang nicht denkt. Immer fürchtet man auf dem Lande etwas zu vermissen, woran man sich gewöhnt hat; und den ersten Abend fühlt man sich unbequem und unheimlich. Ist aber die Nacht vorüber, so ist man froh, sich tapfer losgerissen zu haben, und findet sich desto freyer und lustiger, je mehr man vom städtischen Bedürfniß abgeschüttelt hat. Deßwegen reis't der Student so vergnügt. Ein Riß im Kleide, ein Regenguß bis auf die Haut, ein andrer Unfall macht ihn immer lustiger. Er fühlt, daß er sich selbst helfen muß und kann, und blickt frey nnd stolz hinaus in die Welt, wo er zu herrschen meynt, weil er uns Andere von tausend Dingen abhängig sieht, welche ihn noch nicht binden. So ist auch mir das Reisen eine Kur des Gemüthes, welche ich mir oft gegen eigene Neigung verordne, damit ich nicht mich immer tiefer einnistend in die Stadt zu schnell alt werde.

Ich sah auch, wie sein dunkler Sinn schnell sich vollends erheiterte. Niemand gieng ungegrüßt vorüber, und oft weit hinein in die Felder rief er von der Straße an die Arbeitenden ein heiteres Wort. Raschen Ganges schritten wir dem Gebürge zu, dessen vorderste Vertiefung er mir den Abend zuvor schon

als das Ziel unserer ersten Tage aus der Ferne gezeigt hatte. Sie sollen mir, sagte er, unsere Pfarrer und Pfarrerinnen kennen lernen, das glücklichste Geschlecht, wenn sie wissen und nützen, was ihnen der Himmel gab. Wunderlicher Weise beurtheilen wir die Vorzüge des Standes, oder der Lebensart, nach dem, was man Lebensgenuß nennt. Und die Frucht alles Lebensgenusses ist doch die Ueberzeugung, daß es keinen andern gibt, als eine gleiche, ruhige Thätigkeit, welche nicht ins Blaue hineingeht, wie bey so vielen würdigen Männern, deren besserer Sinn allmählig in tödtlicher Trockenheit des Geschäftlebens abstirbt, sondern wovon erfreuliche Früchte vor unsern Augen gedeihen. Unmittelbares Würken auf Menschen, würdige Anstrengung der besseren Kräfte ist Lebensgenuß. Und wo würken edle Gatten gemeinschaftlicher, wo schöner, wo belohnender, als in dem friedlichen Dorfe, dessen unbegränztes Vertrauen, dessen endlosen Dank, dessen rührende Liebe sie nicht nur zum Lohne aufopfernder Anstrengungen, sondern auch für dasjenige hinnehmen, was sie sich selbst zu Liebe thun: für das Muster einer liebevollen friedliebenden Ehe, für Sparsamkeit und gute Sitten, für wohlerzogene und gottesfürchtige Kinder.

Und nun, rief er aus, ihr saftiggrünen Wiesen, und ihr lebendigen Bäche, die ihr von meinen Ber-

gen herabkommt, ihr niedern Hütten unter den Kirschbäumen, ihr Dörfer mein Thal hinauf, wo ich daheim bin, seyd mir willkommen! Hier bin ich wieder jung, und weiß mich zu vergessen. Trotz der steigenden Wärme schritten wir immer rascher voran, und noch war es nicht Mittag, als wir vor dem Pfarrhause, dem erwünschten Ziele unsrer Wanderung, standen. Man erkannte meinen Freund, und mit freudigem Zuruf begrüßte ihn der Pfarrer aus den Fenstern, die Pfarrerinn samt den Kindern unter der Hausthüre. Auch ich wurde gleich herzlich gegrüßt. Mir fielen die gastlichen Scenen aus der Bibel und den Gesängen Homers ein, als sogleich der häusliche Krug mit Wein gefüllt, sammt dem grossen schwarzen Brod auf den Tisch gestellt wurde, welchen man bald darauf deckte; als die Pfarrerinn so dringend und freundlich bat, es uns bequem zu machen, und uns in die Hauswämser ihres Gatten kühler und leichter zu kleiden. Ich nahm das Letztere nicht an, wohl aber mein Freund, den sie sodann mit unendlichem Lachen vor den Spiegel führte, um ihm seine städtisch-ländliche Gestalt zu zeigen.

Den Kindern wurde zehnmal mit lauter Freude gesagt, der Pathe sey gekommen und ein andrer Herr, der auch ihr Pathe sey; auch den Mägden in der

Küche hörte ich die Pfarrerinn sagen, sie sollen nur Alles recht schön machen, weil Herr Mohn gekommen sey: im ganzen Hause war eine geschäftige Unruhe, aber voll Fröhlichkeit; so daß der gute Pfarrer, welcher schon anfing, mich nach meinem Lande, meinen Freund nach dem Neuesten in der Stadt zu fragen, bald über den vielfachen Unterbrechungen seines Gespräches ungeduldig geworden wäre. Die Ruhe wurde hergestellt bey Tische. Drey Schüsseln mit wahrhaft ländlicher Kost wurden aufgetragen. Keine Entschuldigung über die mäßige Bewirthung, wohl aber ein fröhliches Lob der Wirthinn, daß wir ihre Küche nicht verschmähen. Der Krug gieng ab und zu, und unserm Pfarrer sah man das Herz im Leibe lachen, daß sein Wein so wohl schmecke. Das Band der Zungen wurde immer mehr gelöst, und alte und neue Geschichten strömten wechselnd aus dem Munde der beeden Freunde. Lange saßen wir so bey Tische, lange nachher im Garten. Ich selbst fühlte mich so entbunden, so daheim, so voll Zufriedenheit und Zutrauen, daß ich wie ein alter Bekannter der Pfarrerinn Alles erzählte, was mich ins Land geführt, was ich bisher gesehen und erfahren habe. Die Kinder nannten auch mich Pathe, und spielten mir zutraulich um die Kniee. So kam unvermerkt der Abend, so verfloß er; so kam und gieng der Morgen, so die

folgenden Tage. Mein Freund und der Pfarrer hatten Unendliches mit einander zu sprechen; von dem, was gewesen, gingen sie auf das, was vorhanden sey, über, um bald auf das, was seyn sollte, zu kommen. Zugleich sah ich sie mit der ernsteren Rede ernster werden: Den ganzen Vormittag giengen sie im Zimmer oder im Garten auf und nieder, rauchend und sprechend. Ich nahm weniger Antheil an ihrem Gespräche: andere Dinge beschäftigten mich, Alles das, was ich sah, war mir neu: Diese Menschen im Hause, ausser dem Hause; diese Lebensart, diese ruhige Geschäftigkeit, dieses Wohlwollen gegen alle. Hier an der Kirche gleich das Pfarrhaus: beyde im Mittelpunkte des Dorfes, so daß die Heerde um den Hirten herum gelagert erscheint. Und wie er die höchste Würde im Dorfe bekleidet, so schreibt ihm die Meynung des einfachen Volkes auch das Höchste im Können und Wissen bey; eine Meynung, welche sein guter Wille immer erhält und verstärkt. Sein Ausspruch befriedigt jede Wißbegierde in göttlichen Dingen, beseitigt jeden Zweifel: sein Zuspruch besänftigt die Zürnenden, beruhigt die Fürchtenden, erquickt die Trauernden: seine Nähe gebietet ehrerbietige Stille und weis't den Ungestümm des trunknen Muthes oder jugendlichen Muthwillens in seine Schranken zurück: zu ihm flüchten unglückliche Gatten, ihm klagen,

Gemißhandelte ihr Leid: ihm traut man zu, daß er in der Stadt Manches vermöge, und fragt ihn um Rath, wenn man da irgend etwas auszurichten hat: in Nöthen des Leibes und der Seele, man brauche nun Rath, oder Geld oder Fürsprache oder sonst etwas, kommt man vor Allem zu dem getreuen Hirten. Der Pfarrer und seine treffliche Gattin kennen jeden Bewohner des Dorfes; die kleinen Kinder nennen sie schon mit Namen: was jedem Hause fehlt, worin das Eine dem Andern voransteht, wissen sie genau. Hier wird ein Leben geführt, dessen höheres, geistiges Streben nicht, wie anderswo, nur dem Namen nach, sondern in der Wirklichkeit vorhanden ist. Hier in diesem Hause ist die Quelle der steigenden Besserung unter Alt und Jung im Dorf.

Gleich in den ersten Stunden zog das Wesen und Würken der Pfarrerinn meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die gute Gestalt drückte in der Bewegung, das edle, blühende Gesicht in seinen Zügen eine ruhige immer gleiche Thätigkeit und den reinsten Sinn der Liebe aus. Da war kein Warten, kein Lauern, wie man sich äussern würde, nicht einmal eine dem Weibe sehr oft gewöhnliche Schüchternheit: klar und offen zeigte sich der Spiegel der schönen Seele; und ein Jeder hätte glauben mögen, ihm werde das vollste Vertrauen allein geschenkt, wenn sie mit ihm

sprach. Und dennoch, welch' zarte, dem Manne allein geschenkte Aufmerksamkeit, welches Bestreben, ihn zu ehren und ehren zu machen! Ihre Arglosigkeit war so bewunderungswürdig, wie ihre reine Tugend. Jedem traute sie das Beßte zu, gleich als könnte sie nicht glauben, daß andre Menschen nicht gleich edel gesinnt seyen. Den Adel ihrer Tugend fühlte sie, da er natürlich war, nicht; wohl aber andere. Auf ihrem ganzen Wesen lag ein Hauch von Unschuld, der ihre Schönheit unglaublich erhöhte, und selbst die Blicke des lüsternen Mannes zurückgewiesen hätte. Dazu hatte der Klang ihrer Stimme, besonders wenn sie mit den lebhaften Kindern ernst und verweisend sprach, etwas ungemein rührendes. Ihre Sprache war gebildet, und mitten unter den Dorfbewohnern reiner, als in den Frauencirkeln der Hauptstadt. Dabey war man an ihr das Edlere so gewohnt, daß auch eine affektirte Liebhaberinn der Volksmundart ihre bessere Sprache nicht anders, als natürlich gefunden hätte. Sie las mit solchem Vergnügen, daß, wenn nicht das Pflichtgefühl und die Liebe zu den Ihrigen es verboten hätten, sie wohl den größeren Theil ihrer Zeit dieser Geistesbeschäftigung gewidmet haben würde. Dabey gestand sie gerne, daß solche Bücher ihr besonders werth seyen, wo die zärtere Leidenschaften der menschlichen Seele veredelt, und in

würdigem Treiben, Würken und Genuß erscheinen: und verhehlte nicht, wie sie gerne solche Ideale im täglichen, ehelichen und mütterlichen Leben verwirklicht zu sehen wünschte. Uebrigens las sie, von Freunden aufgemuntert, auch Uebersetzungen der Alten, und rühmte die Belehrung und den erhebenden Eindruck, den sie von so erhabenen Mustern menschlicher Größe gewonnen habe. Sie war es, welche Morgens und Abends durch das Vorlesen des Gebetes das ganze versammelte Haus erbaute. Es waren poetische Gebete, von guter Form und frommem Inhalt. Knecht und Mägde mochten gar wenig davon verstehen. Aber das gute Weib las so rührend, so voll der eignen Empfindung, daß ich um keinen Preis es gewagt hätte, ihr diese störende Bemerkung zu machen. Rührt sie, dachte ich dann mich entschuldigend, der Inhalt nicht, weil sie ihn nicht verstehen, so rührt sie doch der herzliche Klang dieser Stimme, und vielleicht mehr und tiefer, als eine Abhandlung, die sie verstånden.

Es war Sonnabend, ein herrlicher, heiterer Tag. Der Pfarrer war sehr beschäftigt, und gleich nach dem Frühstücke auf sein Zimmer gegangen, mein Freund in den Garten, wo er bey den Zurüstungen zu einer geräumigen Laube gegenwärtig seyn und Hand anlegen wollte. Die Pfarrerinn war frühe zu einer jungen Frau gerufen worden, welche unglücklich geboren hat-

te, und in tödtlicher Schwäche nach der liebevollen Helferinn verlangte. Kaum war ich bisher über die letzten Häuser des Dorfes hinausgekommen: das weiche gemüthliche Leben hatte mich immer in diesem Hause und seiner nächsten Nähe festgehalten. Jetzt fühlte ich mich allein, und sehnte mich nach den hochanstrebenden Bergen, deren Felsengipfel so nahe über dem gastlichen Hause standen. Ich gieng das Dorf hinauf am Bach, vielfach und freundlich begrüßt. In einem der letzten Häuser sah ich durch die offene Thüre die gute Pfarrerinn am niedern Heerde stehen, emsig mit Kochen beschäftigt. Still vor sich hin weinend bey ihrer Arbeit, erblickte sie mich nicht. Ich wollte sie nicht stören, und wandte mich auf einen Fußweg, der seitwärts den Berg hinauf führte. Beynahe mit Schrecken gedachte ich des schon festgesetzten Tages der Abreise, und des veränderten Lebens, wie ich es nachher wieder empfinden würde. Indessen erweiterte sich das beengte Gemüth auf der freyeren Anhöhe. Vom steinreichen Ackerfelde, das sich an den Berg hinauf lehnte, trat ich in die dichte Umschattung des Buchenwaldes. Durch diesen führte ein sehr steiler Fußweg auf die Höhe, wo ich mich endlich ziemlich ermüdet auf ein uraltes Gemäuer setzte. Das Dorf unter mir gab das Bild einer völlig abgeschlossenen Ruhe. Um mich selbst her war es so

still, wie in tiefer Nacht, ob es gleich zwey Stunden vor Mittag war. Lange saß und lag ich in meine Träume versunken. Ich meynte den Strahl der Sonne kräftiger zu empfinden. Jene Menschen, dachte ich, welche auf Höhen bauten, wie diese hier, müssen schon dadurch voll von männlichem, freyem Sinn geworden seyn. Solch' ein Blick hinaus in weite Ferne, ein Blick hinab zu den tiefen Hütten der Dorfbewohner, muß den Menschen, der hier oben wohnt, mit Freyheitsgefühl erfüllen. Daß aber die, welche mit den Blicken so weit umher herrschten, im Gefühl ihrer Kraft gerne gewaltthätig wurden, wer kann es ihnen verargen? Das Pferd wiehert, stampft und schlägt, wenn es die reine Luft der Gebirgshöhen einathmet. Die innere Kraft, bis zur Ueberfülle genährt, suchte einen Ausweg. Trotz allem Unrecht, das so begangen wurde, weidet sich doch der Mensch immer gerne an einem solchen Heldenbilde, das ihm eine starke, wiewohl rohe, Männlichkeit darstellt, wenn nur keine gemeine und niedrige Leidenschaft es verunstaltet. Und wem die Wahl gelassen würde, entweder ein frommer, verständiger, wohlhabender Handwerker, Kaufmann, Geschäftsmann, wie sie zu diesen Zeiten sind, oder ein derber, gefürchteter, schlagfertiger Ritter, wie sie auf diesen Felsen wohnten, zu seyn — er würde wohl seine Wohnung in Stadt,

Städtchen oder Dorf liegen lassen, und heraufsteigen, um hier zu hausen.

Während ich träumend so da lag, unterbrach mich ein Hund, welcher hinten mich umschnoberte, und im Umdrehen bemerkte ich einen ansehnlichen, wohlgekleideten Mann, der von dem jenseitigen Thale her den Bergrücken erstiegen hatte. Neben ihm ein blühendes Mädchen von etwa zwölf Jahren. Er hatte mich nicht sobald erblickt, als er mit freundlicher Würde mich grüßte; und während ich aufstand, rief er mir zu: Ihre Stellung verräth mir, daß Sie auf kürzere oder längere Zeit hier unten in dem lieben Thale zu Hause sind, oder gewesen sind. Sind sie es noch, so müssen wir heute noch Bekannte werden; denn ich gehe mit meinem Kinde jetzt gleich hinab ins Pfarrhaus nach E., das Sie kennen müssen, wenn Sie auch anderswo im Dorfe oder Thale abgestiegen wären. Seine herzliche Anrede machte auf mich den angenehmsten Eindruck. Ich bezeugte ihm meine Freude, unter einem Dache mit ihm die folgende und vielleicht auch die zweyte Nacht noch zubringen zu dürfen: und so machten wir uns sogleich miteinander auf den Weg den Berg hinab. Er schritt mit sichern, großen Schritten auf dem sandigen Wege: das Mädchen lief mit dem Hunde in die Wette, ohne daß der Vater von Ferne eine Aengstlichkeit gezeigt hätte.

Ich vertraute meinem Gesellschafter an, welcherley Träume mich auf dem alten Gemäuer beschäftigt haben. Wohl! antwortete er: das Gefühl solcher Kraft haben die Enkel derer, die hier oben wohnten, mit herab in die Thäler genommen. Daraus mögen Sie sich manche Erscheinung unserer Zeit erklären.

Er habe, sagte mir der neue Bekannte, manches Jahr in der Stadt gelebt; aber nach dem Tode seiner Frau mit seinen drey Kindern sich aufs Land zurückgezogen, wo er in einem drey Stunden entfernten Dorfe sich angekauft, und seine Zeit dem Landbau, der Erziehung seiner Kinder, wovon das Mädchen das jüngste sey, und wenigen Lieblingsstudien gewidmet habe. Sein Streben sey jetzt vor Allem, in der Natur, mit der Natur, und der Natur gemäß zu leben, und ebenso seine Kinder zu gewöhnen. Und so sey er seit seinem fünfzigsten Jahre eigentlich wieder jünger geworden, so daß ihm Niemand seine sechzig glauben wolle. Unwillkührlich blickte ich auch ihn hier vom Kopfe bis zu den Füßen an, was er nicht ohne inneres Wohlgefallen zu bemerken schien. Seine gerade, kräftige Haltung, die Sicherheit und Festigkeit seiner Kniee im schnellen Abwärtssteigen, das krause, beynahe noch ganz braune Haar, die blühende Farbe, Alles bewies den trefflichen Erfolg seiner Lebensart.

Als wir zusammen im Pfarrhause ankamen, bemerkte ich in den Blicken unserer gütigen Wirthe eine besondere Ehrerbietung gegen den neuen Gast. Ihrem Manne und ihr, sagte mir nachher die Pfarrerinn, sey die Erscheinung des würdigen S. jedesmal ein hohes Fest. Seine Unterhaltung, immer auf bedeutende Gegenstände gerichtet, gewähre ihnen jedesmal noch lange nachher fruchtbare und schöne Erinnerungen. Nur Eines störte das Wohlbehagen der Wirthe und der Gäste, die Gefahr, worin die junge Bäuerinn, zu welcher Morgens unsere Freundinn gerufen worden war, immer noch schwebte. Man hätte glauben sollen, ein wichtiges Glied der Familie sey bedroht: so innig war die Theilnahme, so aufrichtig die Besorgniß. Es ist, sagte der Pfarrer, ein wahrhaft frommes Weib, die Zierde ihres Hauses, unsers Dorfes. Und wir bedürfen so sehr der guten frommen Menschen!

Nach Tische, als die Pfarrerinn wieder zu der Kranken gegangen war, sagte S.: Ich sehe Sie bewegt und unruhig, lieber Freund! Und dennoch preise ich Sie glücklich, mit all Ihrer Besorgniß! Tausendmal glücklicher, als alle Ihre Amtsgenossen, welche von solchen Schmerzen unberührt bleiben. Denn auch abgesehen davon, daß auch glückliche Umstände Ihrer Dorfbewohner in demselben Maaße an-

genehm von Ihnen empfunden werden müßen, wie sie den Jammer und das Weh derselben unangenehm empfinden; so muß bey den vielen Mängeln des irdischen Daseyns, welche auch hier das Angenehme zu überwiegen scheinen, einem redlichen Pfarrer das Herz sich erheben von dem Gedanken: du vor Allen bist berufen, zu heilen und zu trösten: du vor Allen kannst es auch, wenn du deine Kraft aufrecht und regsam erhältst: und wenn du auch nichts mehr hast, und nichts mehr angenommen wird, als ein freundliches Wort, ein göttlicher Seegen aus deinem Munde: so bist du doch immer noch überreich an Labsal für diese Seelen. Ja in keinem Berufe sollte nach meiner Meynung der geistige Mensch sich schneller, gleichmäßiger und schöner zur Freyheit entwickeln, und eben damit voll innrer, klarer Heiterkeit seyn, als in dem Ihrigen, der unaufhörlich zur schönen Uebung der edelsten Kräfte einladet, und durch die Bemühung, so manche Seelen von der Erde zum Himmel zu führen, den Führer selbst in jener Welt einheimisch macht.

Nichts ist gewisser, antwortete der Pfarrer, als daß es so seyn sollte. Aber denken Sie auch daran, daß der Pfarrer immer noch Mensch bleibt, an die tausend Kleinigkeiten, welche ihn selbst ans Irdische fesseln! Mir erleichtert zwar eine sorgenfreye äussere

Lage, mehr noch die Verbindung mit einer Frau von seltener Trefflichkeit ein solches Streben; aber dennoch empfinde ich oft eine unglaubliche Trägheit, eine Lähmung der besseren Kräfte. In solchen Momenten, welche eben nicht selten sind, bedarf der Mensch eines äusseren Anstosses. Seine Leidenschaften müssen oft gewaltsam erschüttert, oft zur Empörung gebracht werden, damit wieder eine heitere, geschäftige Ruhe, anstatt des dumpfen Versinkens in Träume und Trägheit, welches nur den Schein der Ruhe annimmt, erfolge. Ich habe oft als Seelsorger in Familien solche Ereignisse beobachtet, welche dem menschlichen Auge keinen andern, als diesen Zweck darboten. Schmerz, Schrecken, Unglück, weit öfter, als unerwartete Freude wirken so nicht selten wohlthätig auf ein stockendes Gemüth. Oft fühlt der Mensch seines Geistes Krankheit, und hat, wie der, welchen die Starrsucht in scheinbaren Tod gelegt, nicht die Kraft, sich aufzuschwingen. Ja! wenn ein solches Kleeblatt von Freunden immer mit mir unter Einem Dache wohnte, Eins mit mir in der Liebe zum Schönen und Guten, aber im Felde der Wissenschaft verschiedener Neigung folgend, dann wollte ich immer frisch und neu seyn. Jeder Abend brächte uns, jeden von einer besonderen Wanderung, wieder auf einen Punkt zusammen: Alles, was jeder bringt, müßte uns die-

nen zum Aufbau an dem göttlichen Reiche in uns, ausser uns: klar nnd offen müsste mein Wollen und Würken, meine ganze Seele vor euch liegen; und ihr, so liebevolle und verständige Richter, solltet an meiner Kraft ergänzen, was mir abgeht, um zu werden, wie S. meynt.

Wohl! antwortete S., stiften wir einen solchen pythagoreischen Bund! Wir wollen Niemand, nicht einmal eine Zeitung, Niemand als uns selbst kritisiren. Nur Schade, daß der Raum hier im Hause nicht so groß ist, als die Gastfreyheit der Bewohner.

Schön ist das am Leben in der Stadt, fuhr der Pfarrer fort, da kann man doch auch aus der Gesellschaft, nicht blos aus Schriften, neuen Saft für das geistige Leben gewinnen.

Man könnte, fiel Mohn ein, aber man läßt es bleiben. In der Regel gewinnt man nichts, als die Ueberzeugung, daß man zu Hause, im einsamen Zimmer, oder draussen, in freyer Luft etwas Besseres gefunden hätte.

Sie sprechen zu hart, entgegnete S. Gewinnen kann man immer etwas Besseres, als diese traurige Ueberzeugung. Aber woran liegt es wohl, daß die Gesellschaft dem geistigen Menschen gewöhnlich nicht ist, was sie seyn sollte? Fehlt es hier an dem Reichthum der Gedanken und des Wissens, oder an der

Empfänglichkeit für ein besseres Gespräch, oder am guten Willen? Ich kenne, antwortete der Pfarrer, die Stadt zu wenig. Erfahrungen von der Unfruchtbarkeit der Gesellschaften hat zwar auch mir mein kurzer Aufenthalt in derselben gegeben; aber auch unter Tausenden, meyne ich, sollten am Ende Menschen von edlem Streben sich zusammenfinden, und sich werden, was sie sich werden könnten. Wenn ich übrigens andeuten soll, was den Gesellschaften, welche überall sich gleichen, zu fehlen scheint, so ist es wohl die gemeine Krankheit dieses ganzen Zeitalters, die Bequemlichkeit, das Leben für die nächste Gegenwart, das Geizen mit den Genüssen.

Sie sprechen aus meiner Seele, rief S. aus. Ja, Sie nehmen mir einen hübschen Sermon vor dem Munde weg, den ich hier abzulegen gedachte; denn ohne Reden, das wissen Sie, geht es bey mir nicht ab. Nun wohlan! fahren Sie fort, der Einklang unserer Meynungen soll mich für meine Rede entschädigen.

Seltsam klingt es freylich, fuhr der Pfarrer nach kurzen Entschuldigungen fort, wenn man behauptet, daß das, was man in Gesellschaft sucht, den Zweck der Gesellschaft nicht erreichen lasse, das Leben in der Gegenwart, das Haschen nach Genuß, die Behaglichkeit. Und doch ist nichts gewisser. Ich brau-

che nicht an die tödtliche Langweile manches Cirkels auf dem Lande, wie in der Stadt zu erinnern, noch an die traurigen und wenig geeigneten Mittel, wodurch man ihr entfliehen will, Spiel, stärkerer Weingenuß, gemeine Gaumenlust, Stadtgeschichten; sondern nur an die tägliche Erfahrung, wie ein jeder Mensch, welcher sich der Gesellschaft zum Spasse widmet und opfert, auf den Händen getragen wird, sey er auch nur ein kreischender Thersites, oder ein gewöhnlicher Possenreisser oder ein Wasserpoet. Das erste Bedürfniß des menschlichen Geistes ist Thätigkeit: Veränderung derselben, und gewöhnlich durch leichtere Dinge, ist Unterhaltung. Der Irrthum hiebey ist aber der, daß die Mehrzahl nur durch Empfangen, nicht durch Geben unterhalten seyn will. Daher ist schon der Sprechende, ohne alle Rücksicht auf den Gehalt seines Gespräches, in mancher Gesellschaft so gesucht, so willkommen. Sie sind gewohnt, hier von Geschäften auszuruhen, und wollen etwas erfreuliches hören, und nach Befinden ein Weniges dazwischen werfen. Jeder kommt mit demselben Begehren, und so finden sich alle getäuscht. Die Folge davon ist das Sprechen über längstbekannte und abgethane oder über ganz unbedeutende Sachen, das Haschen nach Neuigkeiten, das Wiederkauen schaler Anekdoten.

Bemerken wir auf der andern Seite den entgegengesetzten Fall, daß in einer Gesellschaft, wo mehrere zum Geben geneigt und berufen sind, irgend ein redevoller Mensch sich der Unterhaltung bemächtigt, so entsteht ein ähnliches Mißbehagen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die, welche sich unbehaglich fanden, den Grund davon wissen, während sie dort den Grund ihrer Unlust nicht erkennen. Es ist nichts anderes, als die unentwickelte oder die gehemmte Geistesthätigkeit. Ja, Sie werden mir zugeben müssen, lieber S., daß ein gleiches Gefühl uns die Anwesenheit eines großen Schriftstellers nie ganz angenehm geniessen lasse. Man will der Gesellschaft durch eigenes Reden keinen Augenblick entziehen, der ihr ein Wort von den vielgepriesenen Lippen verschaffen könnte. Alles schweigt und horcht, und am Ende wird der Vergötterte selbst verdrüßlich, und wünscht sich über alle Berge, oder in seinen Wagen, oder in eine ferne Wirthsstube, wo ihn Niemand kennete.

Wahr! antwortete S. Nur die Schriftsteller nehme ich aus, welche wahrhaft gründliche Einsichten gerne mittheilen und einen schönen Fluß der Rede haben. Es ist auf der andern Seite wieder etwas Schönes daran, wenn man in Gesellschaft seine eigene Persönlichkeit durch die überwiegende Vortreff-

lichkeit eines Andern gleichsam aufgehoben empfindet. Auch die eiteln Schriftsteller nehme ich aus. Diesen schmeichelt ein solches schüchternes Schweigen; und zwanzig Meilen von dem Thor ihres Triumphes hoffen sie schon in zwey Zeitungen beschrieben zu lesen, wie sie gehen, stehen, sitzen, trinken, sprechen, und was ihnen für Ehre angethan wurde. Diese machen zwar, indem sie ewig sich selbst vorreiten, Langweile genug, sie selbst aber haben keine.

Endlich, wenn wir uns der Zeit erinnern, fuhr der Pfarrer fort, wo wir anfiengen in Gesellschaft für Erwachsene zu gelten, so ist diese Erinnerung gewiß mit dem Bewußtseyn verknüpft, daß wir damals begannen, mitzusprechen, für unsere Meynung Ohren zu finden; ebendadurch aber uns im gewünschten Kreise behaglicher und freyer zu bewegen.

Dieß Alles führe ich nur dazu an, um meinen Satz zu beweisen, daß der Genuß, welchen die Gesellschaft gewährt, mehr dem Gebenden und Sprechenden, als dem Nehmenden und Hörenden zu Theil wird, wornach ich Ihnen, lieber S., auf Ihre Frage antworte: das Streben jedes einzelnen Gliedes der Gesellschaft, nur ein Nehmender, nicht ein Gebender zu seyn, macht durch seine Allgemeinheit, daß die Gesellschaft dem Menschen nicht ist, was sie

seyn sollte, ich meyne eine Stärkung, ein Labsal nach des Tages Müh, eine Erfrischung des in einförmiger Arbeit ermüdeten Geistes; und mehr noch, als das, eine Ermunterung zum regen Streben nach allem Hohen und Schönen. Unsers Geistes Ursprung, sagte Mohn, verleugnet sich nicht. An dem verlegenen Spieler und Schwätzer rächt sich sein geistloses, einförmiges Treiben durch steigende Dummheit, durch frühes Kindischwerden, durch Ungenießbarkeit für jeden besseren Cirkel. Ich kann mir keine ächt menschliche, am wenigsten männliche Gesellschaft denken, wo nicht, wenn sie länger fortdauern soll, ein Stoff, wiewohl von mannigfaltiger Art, gegeben wäre, an dem sich die Einbildungskraft, der Witz, der Scharfsinn der Gesellschaft übe und zeige. Hinaus mit denen, welche über Trockenheit wissenschaftlicher Gegenstände klagen! Gerade Alles ist trocken und ungesalzen, was man in Gesellschaft abhandelt, ausser dem wissenschaftlichen. Unterhaltend wird ein Cirkel durch den mannigfaltigen Eindruck, den ein Gegenstand auf verschiedene Individualitäten macht, durch die abweichenden Ansichten, welche er hervorlockt. Und gewiß ist nichts angemessener, nichts fruchtbarer, nichts für Alle brauchbarer, als Beschäftigung mit Poesie, sey sie nun hervorbringend oder hervorgebrachtes beurtheilend und genießend. Nur der Wahn bleibe ferne

von dem bessern Cirkel, daß zufälliges Gespräch immer und allein Genuß gewähren könne.

Ich möchte noch weiter gehen, sagte der Pfarrer. Wer für seinen Cirkel lies't, denkt, sammelt, der hat den eigentlichen Genuß davon. Beynahe jedes Geschäft läßt sich so wie aus einem höheren Standpunkt, so auch mit der Rücksicht treiben, daß man etwas Erfreuliches, allgemein Wissenswürdiges davon für andre Menschen sich sammle und zum Beßten gebe. Jeder gebe Rechenschaft von dem, was er liest, treibt und erfahren hat, lege Zweifel und Paradoxen vor. Er bemühe sich zu unterhalten, so ist er es.

Und wer hindert uns, beßter Pfarrer, eine solche Unterhaltung uns hier zu machen! rief S. mit jugendlichem Feuer aus. Noch ein paar Tage sind wir wohl hier beysammen. Meinen Sermon haben Sie mir zum Theil, aber nicht ganz ausgeleert. Es ist eine Rede St. Antonii, denn sie handelt von den Mängeln der Welt. Denken Sie auf eine ähnliche, und wenn das Gerüste der neuen Laube fertig ist, so setzen wir uns hinein, und halten da unsere Reden, wie Cicero und seine Gäste im lieblichen Tuskulanum.

Als des folgenden Tages alle Geschäfte unsers gütigen Wirthes in der Kirche abgethan waren, rief man uns in die halbvollendete Laube, um da in

Gesellschaft der Pfarrerinn, welche über das wiederkehrende Leben der Wöchnerinn äußerst vergnügt war, den spätern Nachmittag zuzubringen. Sie hatte von der Unterhaltung, welche stattfinden sollte, gehört, und drang jetzt aufs freundlichste bittend in den Papa, wie sie den würdigen S. nannte, daß er noch an demselben Tage dasjenige möchte vernehmen lassen, was er ihnen dießmal zugedacht habe. Also fieng er an:

Oftmals habe ich in dieser mannigfach bewegten Zeit mir die Beantwortung der Frage aufgegeben: woran liegt es, daß wir Europäer, vornehmlich wir Teutsche, nicht zur Ruhe kommen? Hat der Himmel uns seinen Sonnenschein und Regen, die Erde ihre Gaben uns entzogen? Oder sind vielleicht unsere Wünsche ungemessen und gottlos? Oder haben wir nicht mehr den Verstand, was da ist, weislich zu nützen, und ebendadurch zufrieden zu seyn? Liegt überhaupt der Grund der allgemeinen Bewegung, der Unzufriedenheit aller Gemüther, des Strebens nach Veränderung der gegenwärtigen Lage ausser uns, oder in uns? Liegt er in einzelnen Ständen, oder liegt er in Allen? Und wenn der Grund in uns liegt, wenn also eigene Mängel nicht zur Ruhe kommen lassen, sind es Mängel der Einsicht oder des Willens, sind es Irrthümer oder Fehler?

Nichts von Aussen drohendes ist es, was wir fürchten, was wir abwenden wollten: das brauche ich Ihnen nicht erst zu beweisen. Auch nicht, was zum Leben gehört, nicht Nahrung und Kleidung macht uns die nächste Sorge, wenigstens denen nicht, welche ihre Stimme öffentlich vernehmen lassen. Denn Fülle des Lebens hat unser Gott nach dem einzigen Jahre des Hungers ausgegossen, und unendliche Quellen ehrlichen Fortkommens sind in Teutschland jedem Redlichen und Arbeitsamen geöffnet. Vom Brodt allein lebt man freylich nicht; am wenigsten der Staat. Die wichtigste Gabe empfängt man wohl mit Dank: doch möchte man, weil man es braucht, auch das Uebrige, man möchte auch das Geld in gleichem Maaße haben. Wo aber die Mittel da sind, das Nöthige und Nützliche zu erwerben, wo die Wege klar vor Augen liegen, auf welchen man mit dem Vorhandenen ausreichen kann, wo nicht nur eine nothdürftige, sondern eine ehrenvolle Existenz für Jeden, der nur will, sich darbietet, wo die Umstände, wie die Vorsehung sie herbeygeführt, nur das Eitle, Ueberflüssige, Schädliche abzuschneiden gebieten, haben wir da Ursache, über Ungunst der äussern Lage uns zu beklagen?

Nehmen wir unter den Ländern teutscher Zunge irgend eines zum Beyspiele! Stellen wir uns ein

teutsches Land vor, das alle Schrecknisse des Kriegs in langen Jahren durchgemacht hat, das von erbitterten Feinden nicht nur, sondern auch von unredlichen Beamten auf alle Weise ausgesogen, durch Verschwendung und schlechte Haushaltung in den traurigsten Zustand gerathen ist, und fragen wir uns: ist das Land ohne Rettung verloren? oder gibt es noch Mittel, es zu retten? Gewiß müssen wir antworten: es ist zu retten, und gleich jetzt kann man, wenn man will, mit den zweckmäßigsten Anstalten den Anfang machen. Wenn ihr wenige Einkünfte habt, so brauchet wenig! Wenn ihr zu viel ausgegeben habt, so höret heute auf! Wenn ihr Bedürfnisse habt, die nur in der Einbildung bestehen, so lasset euch überzeugen, und wagt es einmal, vernünftig zu seyn! Wenn ein Freund mir sagte: das ist doch recht schlimm, ich reite so gerne, und doch reiche ich nie aus von einem Vierteljahr zum andern, so würde ich sprechen: Ey, so verkaufe dein Pferd, und gehe hübsch spazieren! Oder wenn eine Frau mir klagte, daß die Kammermädchen so viel kosten, und ihr Mann über den theuern Lohn schmähle, so würde ich sagen: Nun so entlassen Sie die Zofe, und gebrauchen Sie Ihre eigenen Hände zum Ankleiden! Oder wenn Einer über die theuern Preise der Fasanen klagte, würde ich ihm

rathen, Kalbfleisch zu essen, und mit dem Essen zu warten, bis er hungrig geworden.

So einfache und deutliche Wahrheiten, gleich erprobt im stillen Bürgerleben, wie im Leben der Staaten, werden gleichwohl selten angewandt: ungeachtet man nur Friedrichs des IIten Geschichte anzuführen braucht, um den trefflichen Erfolg ihrer Anwendung zu beweisen, und der Zustand unsrer Staaten Jedermann als Resultat ihrer Nichtanwendung erscheint.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß hierin allein der Grund von der Unzufriedenheit der größeren Volksmenge liege. Die Uebel und Schäden des Staates fühlt der Landbauer und der Handwerksmann nur an seinen Steuern, und an der Schwierigkeit, etwas zu verdienen. Mehr als zwanzigjährige Kriege machten es dem Nährstande begreiflich, daß der Staat größeren Aufwand machen müße, während zugleich der Krieg selbst in Teutschland eine große Masse Geldes in Umlauf setzte. Was ist natürlicher, als daß jetzt, vom Geldmangel gedrückt, und zum Steuern in gleichem Grade, da und dort mit unväterlicher Härte angehalten, der Bürger frage: ob denn der Friede keine Linderung bringe? ob ihm auch nicht einmal wieder vergönnt werde, des sauer Erworbenen sich zu freuen? daß er die Staatshaushaltung für den Abgrund ansehe, der sein Eigenthum

verschlingt, daß er neidisch nnd erboßt auf diejenigen hinblicke, welche er durch Besoldung in Wohlstand versetzt sieht, während er entbehrt, um besolden zu können; daß er, unbekannt mit dem Zwecke des Staats, in den Dienern desselben nur einen Herrenstand erkenne, für dessen Wohlleben er darben müsse, und so Unnöthiges und Nöthiges, Nützliches und Eitles mit gleicher Wage wägend eine Veränderung sehnsuchtsvoll erwarte? Fürwahr! nur die, welche unmenschlichen Stolzes voll dem Wurm, welchen sie zertreten, verbieten wollen, sich schmerzlich zu krümmen, können dem Volke seine Trauer über das Schwinden seines Wohlstandes, seine Seufzer und Klagen zum Verbrechen machen.

Wenn ich aber die Menschen dieser Zeit betrachtend mich frage: warum folgt man denn nicht dem Rufe der Wahrheit und der Zeit? warum ergreift man nicht mit muthigem Entschlusse die Mittel, welche zur Rettung aus steigenden Nöthen sich aufdringen? so möchte ich keineswegs den letzten Grund der seltsamen Erscheinung in dem bösen Willen und in der Hartherzigkeit derer suchen, welche die Verbesserung herbeyzuführen berufen sind: sondern vielmehr in einer allgemeinen Richtung dieses Zeitalters. Denn, um mit den Ausdrücken der alten Perser, eines edeln Volkes, und unserer Stammgenossen zu sprechen, die

Augen, die Ohren und die Hände des Regenten sind ja auch Männer aus dem Volke: und mehr oder weniger nimmt ja ein jeder, sobald er aus dem Volke in die Reihen der Beamten eintritt, die ähnlichen Grundsätze an. Ausserdem bietet das bürgerliche Leben, sowie nur die Gelegenheit ergriffen werden kann, ganz dieselben Mängel dar, welche die Feinde der Beamtenwelt, wie man sie nennt, ihr zur Last legen. Ich kann demnach hier keinen Castengeist als letzten Grund der allgemein empfundenen Uebel erblicken, sondern nur den Zeitgeist. Und seine schlimmste Richtung ist gewiß die, welche gestern unser Freund als das Verderben der Gesellschaft dargestellt hat, die Richtung nach augenblicklichem Genuß, die Furcht vor Anstrengung, die Behaglichkeit und Empfindeley, welche uns vor jeder früheren Zeit eigen ist.

Ich sehe den Einwurf auf den Lippen unserer Freundinn schweben, welchen man dem ältern Manne gewöhnlich macht, daß er, wie schon mein Liebling unter den alten Dichtern sagt, ein Lobredner der alten Zeit, der Zeit seiner Jugend, und ein Tadler der Jüngeren sey. Vieles ist wahr daran, daß uns immer aus der Zeit, wo man mit frischer Lebenskraft ausgerüstet in sich selbst einen unerschöpflichen Quell der Freude hat, und von den Mängeln des Daseyns wenig empfindet, gewöhnlich ein mehr poetisches

als wahres Bild in die Jahre hinüberbegleitet, wo die längere Erfahrung und das abnehmende Leben uns die Eitelkeit Alles Irdischen und die tausend Mängel der Welt deutlicher erkennen läßt. Aber dadurch wird mein Satz nicht umgestoßen. Ich behaupte: die frühere Zeit hatte mehr moralische Kraft: sie wußte mehr zu entbehren. Leichtsinn und täglicher Genuß war einigen Ständen überlassen, während die andern, mittleren und unteren einen redlichen Erwerb, sichern Besitz suchten. Man dachte mehr an die Zukunft, sowohl in dem Leben, als nach dem Leben. Zerstreuung wurde nicht als tägliche nothwendige Kost, sondern als seltene Festtagsspeise genossen. Die Menschheit war im Ganzen ernster, und darum auch kräftiger, und weil sie kräftiger war, so war sie auch freudiger.

Den würdigen Ernst jener Zeit, in welchen meine früheste Jugend fiel, könnte ich aus mancher Schrift, welche den Geist des Zeitalters aussprach, beweisen, indem ich ähnliche Hervorbringungen der gegenwärtigen Jahre, welche mit gleichem Beyfall aufgenommen werden, dagegen hielte. Ich will aber nur an andere Dinge erinnern, welche näher vor den Augen liegen. Haben Sie irgend einen gewöhnlichen Bau der beyden verschiedenen, durch etwa fünfzig Jahre getrennten Zeiten verglichen? Wenn Sie es je ge-

than haben, so müssen Sie anerkennen, daß der Bauherr damals für Enkel und Urenkel baute, mit seinen wohlgewählten Steinen, mit seinen starken eichenen Bälken, mit den dichten Wandungen, und daß der jetzt Bauende kaum für die nächsten zehn Jahre baut, wo das Gebälke beynahe auf dem nassen Boden aufsteht, wo man beym Bauen schon die Zeit voraus sieht, da man das Haus von Grund aus neu aufbauen muß, nachdem die Reparation ein größeres Capital gefressen hat, als der erste Bau. Dort gedachte der Bauende seinen Kindern, eine feste, gesunde Wohnung zu hinterlassen; hier denkt er, seine Kinder mögen sich durchschlagen, wie er sich durchgeschlagen habe. Der gleiche Geist spricht sich in allen Fabrikaten, welche zur Kleidung gehören, aus. Viel Schein und keine Dauer. Wohlfeil und doch sehr theuer. Eben so im Uebrigen. Wer sich einen Park anlegt, will gleich Schatten und Busch in Menge haben. Darum verbannt er die teutsche Eiche, die kräftige, runde Linde; denn sie wachsen ihm zu langsam, und wählt dafür die zärtliche Akazie, welche von jedem Windstoß zerrissen wird, und so leicht und frühe abstirbt, ja sogar die geschmacklose Pappel.

Ich könnte noch weitere Beweise anführen, welche das tägliche Leben darbietet: lieber aber will ich, um aufs Weitere überzugehen, dasjenige, was hier noch

gesagt werden könnte, in einem Satze zusammenfassen: So viele Anstalten, Bauten, Stiftungen der früheren Zeit, zum Besten ganzer Körperschaften oder der Einzelnen oder zum Beßten der Kirche und der Schule, bey welchen kein andrer Zweck, als eine fromme Sorge für die Nachwelt zum Grunde liegen konnte: Werke von jeder Art, theils vom Staate, theils von Privatleuten in jener Zeit gestiftet: der Wohlstand mancher Häuser, damals gegründet, jetzt genossen und nicht vermehrt, ja oft in unserer Zeit leichtsinnig zerstört, die noch jetzt ehrwürdige Dauer des Alten, die Unhaltbarkeit und Wesenlosigkeit des Neuen — Alles zusammen beweist mir ein Streben dieses Zeitalters, welches von der Arbeit zum Genuß, von der Sorge für die Zukunft zur Sorge für die Gegenwart, vom Ernste zu einer leichtsinnigen Behaglichkeit übergegangen ist; und in dieser Eigenthümlichkeit unserer Zeit erkenne ich namentlich den Grund von der Bewegung und Erbitterung der verschiedenen Stände gegeneinander.

So lange der eine Stand genießt, ohne daß der andre deßwegen entbehren muß, wird dieser keine Mißgunst zeigen. Aber da beyde auf Einem Boden wohnen, Einer Mutter an der Brust liegen, so kann dieß nicht lange dauern, weil, wie namentlich auch in Teutschland der Fall war, das Beyspiel zu gleichem

Genuß einladet, und weil, wenn auf einem engen Raume zwey Körper sind, deren einer sich bequem ausdehnt, der andere nothwendig sich zusammenziehen muß. Solche Zeiten kommen in der Geschichte mehrmals vor. Lassen Sie sich aus meinem Plutarch ein paar Scenen vorstellen, welche, wenn ich nicht irre, das Räthsel unserer Zeit trefflich erläutern.

Beynahe fünfhundert Jahre lang *) hatte von Sparta die Weisheit seines Gesetzgebers das Gold und Silber und alle Verführung, welche es in seinem Gefolge hat, entfernt gehalten. Als aber seit dem engeren Verkehr des Volkes mit den weichlichen Asiaten, seit Lysander und Antalkidas beydes seinen Weg in die Stadt Lykurgs gefunden hatte, da folgte dem Erwerbe die Habsucht und der Geiz, dem Besitze die Wollust und der Aufwand: Sparta's Größe schwand, und der gefürchtete Name wurde zum Spott, und aus der Dunkelheit immer tieferen Versinkens glänzen nur noch wenige edle Bilder hervor, Bilder von Männern und Frauen, welche in ehrenvollem Kampfe gegen das einreissende Verderben unterlegen sind.

Zweyhundert drey und vierzig Jahre vor unserer Zeitrechnung kam Agis, der dritte dieses Namens, auf den Thron, welchen, dem alten Herkommen

*) Plut. Ag. et Cleom.

gemäß, ein andrer König, Leonidas, mit ihm theilte. Noch war Agis nicht zwanzig Jahre alt; in Reichthum und Ueppigkeit, da seine Mutter Agesistrata und seine Großmutter Archidamia zu den reichsten Frauen der Stadt gehörten, war er, des Vaters frühe beraubt, zur Hoffnung eines Thrones herangewachsen, den man schon längst nicht mehr als die Stätte ehrenvoller Mühen und Kämpfe, sondern als das Lager entnervter Wollust anzusehen gewohnt war. Ihn aber reizte von Allem dem, was er um sich herum sah, Nichts: schöner als der Purpur erschien ihm der schlichte Mantel, die alte Tracht der großen Vorfahren; die mäßige Kost, die stärkenden Uebungen der besseren Zeit waren seine Freude, und der Thron war ihm nichts werth, wenn er nicht dieses samt den alten Gesetzen zurückführen konnte. Was die Krankheit seines Vaterlandes war, empfand er im innersten Herzen: ebenso, wo er anfangen müsse, um zu helfen und zu heilen. Eines der weisesten Gesetze Lykurgs, welchem zur Folge der unter 9000 spartanische Familien vertheilte Grundbesitz nicht veräussert, und kein unbewegliches Eigenthum verkauft, noch durch Enterbung dem Sohne entzogen werden konnte, war in den Zeiten des Verfalls dadurch umgestoßen worden, daß einer der Ephoren, Epitadeus, mit seinem Sohne entzweyt, ein Gesetz vorgeschlagen und

durchgesetzt hatte, vermöge dessen der Spartaner Haus und Hof an jeden dritten abzutreten, und durch das Testament zu vermachen Erlaubniß bekam. Was dieser in leidenschaftlicher Hartherzigkeit vorgeschlagen hatte, nahmen die Andern als ein treffliches Mittel zur Befriedigung gemeiner Habsucht auf, uneingedenk der Folgen, welche es für ihre Nachkommen haben mußte. Mit diesem Gesetze war der Gewalt und Hinterlist ein weites Thor geöffnet. Denn von jetzt an gebrauchten die Großen alle Gelegenheit und alle Gewalt, die in ihren Händen lag, besonders auch das Verhältniß des Gläubigers zum Schuldner, um den Bürger von einem Grundstücke nach dem andern zu vertreiben. Diese Bemühungen gelangen mit so schrecklichem Erfolge, daß in einem Zeitraume von etwa hundert Jahren der herrschende Stamm der Spartaner zur kläglichsten Schwäche herabgesunken, und das Grundeigenthum der 9000 Familien in die Hände von etwa 100 Besitzern gerathen war, welche ihren Namen durch weibisch-üppiges Leben entehrten: während das übrige aus seiner Väter Besitz verdrängte Volk voll Unmuth auf Gelegenheit des Erwerbes durch den Krieg und auf Staatsumwälzung wartete.

Um so tief gewurzeltes Verderben mit starker Macht anzugreifen, glaubte Agis die Jugend für die Herstellung der alten Staatsform begeistern zu

müssen, überzeugt, daß die Jugend, so wie sie durch kürzere Gewohnheit des Daseyns weniger am Leben hängt, so auch von der Väter Schwelgerey leichter ablassen werde, um andere Güter, welche dem Jüngling immer reizend sind, eigenen Ruhm und Größe des Vaterlandes, dagegen einzutauschen.

Die Jünglinge waren bald gewonnen, besonders Hippomedon, der Sohn des Agesilaus, welcher des jungen Königs Oheim von mütterlicher Seite war. Durch den feurigen Hippomedon beredet Agis auch dessen Vater, einen weichlichen und habsüchtigen Mann, welcher alsbald in den Veränderungen, wozu er die Hand bieten wollte, einen Ausweg erkannte, um sich aus großen Geldverlegenheiten herauszuziehen, und deßwegen den König in seinem schönen Vorhaben mit dringenden und aufmunternden Zureden bestärkte. Nach solchen Vorbereitungen wagte Agis erst, mit dem, was er vorhatte, bey seiner Mutter den Anfang zu machen. Es war nichts geringeres, als der Vorschlag, alle Schulden für nichtig zu erklären, und alles unbewegliche Eigenthum, nach Lykurgs Vorgang, aufs Neue zu vertheilen. Jetzt tritt der Sohn vor die Mutter, mit der Bitte, durch Herausgabe ihres Vermögens den Andern das Beyspiel einer so edelmüthigen Aufopferung zu geben. Das Weib erschrickt; aber die Liebe zum Sohne und

zum Vaterlande siegt so entschieden, daß sie und ihre Mutter den edeln Jüngling auf alle Weise aufmuntern und unterstützen, und durch Unterredung mit Freunden und Freundinnen das heilsame Werk nach Kräften vorbereiten. Aber hier stößt Agis auf den ersten Widerstand. Gerade die Frauen sind die Mehrzahl unter den Reichen, und diese, deren Lebensgenuß nicht nur, sondern deren Einfluß auch zugleich mit ihrem Reichthum bedroht ist, stimmen den andern König Leonidas, welcher an asiatischen Höfen lange herumschwelgend dem spartanischen Geiste längst sich entfremdet hatte, zum Widerstande gegen diese Anstalten, in welchen sie die verderblichsten Neuerungen erkannten.

Indessen hatte Agis Männer an sich, welche das Werk förderten. Unter ihnen Lysander, der Ephorus, einer von jenen fünf Staatsaufsehern, welche in Sparta eine noch über dem Throne stehende Gewalt in sich vereinigten. Dieser schlug dem Senat ein Gesetz vor, vermöge dessen alle Schulden erlassen, und das Land neu ausgetheilt werden sollte, und zwar so, daß, was ehemals 9000 spartan. Familien besessen hatten, jetzt in 4500 Theile vertheilt werden sollte: und weil nicht so viele spartan. Familien vorhanden waren, so sollte ihre Zahl aus den tüchtigsten Unterthanen des herrschenden Stammes (Periöken, Um-

wohnern) ergänzt werden. Deßgleichen sollte man die alte Eintheilung in Rotten, so wie die spartanische Lebensart zurückführen.

Als der Senat, welcher sonst immer die wichtigsten Sachen entschied, nicht einig werden konnte über das vorgeschlagene Gesetz, beriefen Agis und seine Freunde eine Volksversammlung, wo der tiefe Eindruck, welchen der feurige königliche Redner auf die vorher schon erwartungsvollen und empfänglichen Gemüther gemacht hatte, bis zur höchsten Begeisterung verstärkt wurde durch seine Erklärung, daß er sein ganzes großes Eigenthum an Aeckern und Weiden nicht nur, sondern auch sein bewegliches Eigenthum, 600 Talente an Werth, dem Staate schenke: daß seine Mutter und Großmutter, seine Verwandte und Freunde dasselbe thun.

Während nun das verarmte Volk Agis und dessen Freunde als seine Retter pries, entzündete die Gegenpartie des Senats und der Reichen seinen Mitkönig Leonidas zu desto heftigerem Widerstande. Dieser mußte gebrochen werden, und das Mittel fand sich bald. Ein altes Gesetz verbot jedem Herakliden, mit einem fremden Weibe in der Ehe zu leben; ein anderes befahl jeden Spartaner mit dem Tode zu bestrafen, der Sparta verlassen habe, um bey Fremden zu wohnen. Beydes traf den Leonidas, welcher von

einem asiatischen Weibe sogar zwey Kinder hatte, während er schon vorher in Sparta verheyrathet war. Um König werden zu können, war er nun damals aus der Fremde zurückgekehrt, und bisher unangetastet geblieben. Jetzt wandte man auf ihn diese Gesetze an; und der Mann seiner Tochter aus der rechtmäßigen ersten Ehe, Kleombrotus, mit Ansprüchen auf den Thron geboren, und mit Agis eines Sinnes, trat als Bewerber um denselben auf. Leonidas, dessen Leben bedroht ist, flieht in den Tempel der Minerva: vor Gericht geladen erscheint er nicht, und so wird der erledigte Thron seinem Tochterman zugesprochen.

Beyde junge Könige fahren jetzt im begonnenen Werke fort, ohne mehr Gewalt anzuwenden, als gerade die Herstellung des alten Rechtszustandes erforderte. Des Agis Oheim, Agesilaus, einer der fünf Staatsaufseher, will den abgesetzten Leonidas, der aus seinem Zuflüchtsorte nach Tegea in Arkadien zu entkommen suchte, unterwegs ermorden lassen, um eines furchtbaren Gegners entledigt zu seyn; aber Agis sendet Männer aus, um den Fliehenden sicher über die Gränze zu bringen. Es gelingt, und Leonidas entkommt nach Tegea.

Das Feld war geräumt, der Hauptfeind entfernt, und Agis dringt voll Eifers auf Vollendung

Ihn unterstützt sein Oheim Agesilaus; aber in schlechter Absicht. Als ein verschuldeter Mann will er die Herstellung des alten Zustandes nur als ein Mittel gebrauchen, um seinen Wohlstand herzustellen, und seine Güter von Schulden zu befreyen. Deßwegen beredet der Oheim den Neffen, daß die Umwälzung zu groß seyn würde, wenn beydes, Schuldentilgung und Landaustheilung auf einmal erfolgte: man müsse nach dem Ersten ein wenig ruhen, damit das Zweyte nicht zu schnell und überraschend folge. Es gelingt dem Boshaften, die Wohldenkenden und Arglosen zu beschwatzen: die Schuldbriefe werden auf einen Haufen zusammengetragen und unter dem Wehklagen der Einen, und dem Freudengeschrey der Andern angezündet: und Agesilaus rief frohlockend, nie habe er ein so herrliches, so reines Feuer gesehen. Die Austheilung des Landes, von dem Volke verlangt, von dem Könige gewünscht, erfolgte nicht; denn Agesilaus zog die Sache immer hinaus, bis der eine König, sein Neffe durch die Achäer, Sparta's Bundsgenossen, gegen ihre Feinde, die Aetoler ins Feld gerufen wurde, was die Sache auf längere Zeit unterbrach.

Hatte bisher schon der falsche Freund mehr als der offenbare Feind verdorben, so that er es während des Königs Abwesenheit noch mehr durch niedrige

Habsucht; durch Uebermuth und Hartherzigkeit; gleich als wenn die ganze Umwälzung nur ihm zu Liebe geschehen wäre, damit er desto mehr in anstößiger Pracht und Hoffart leben könnte. Damit verstärkte er die Partie der Gegner, welche jetzt sich vereinigten, den vertriebenen Leonidas herbeyholten, und mit Gewalt in seine Stelle wieder einsetzten, ohne Widerstand vom Volke, das in seiner Hoffnung auf Landaustheilung so schmählich getäuscht war. Agis war nach einem rühmlichen Feldzuge heimgekommen, um das ganze Verderben trauernd anzusehen. Jetzt, mit der Rückkehr des Leonidas von allen seinen Planen, ja vom Throne herabgestürzt, floh er in denselben Tempel, wo vor Kurzem sein jetzt siegreicher Feind als Flehender vor dem Altar gelegen hatte, und Kleombrotus in den Tempel Poseidons. Und zuerst wandte sich der ganze Grimm des Siegers gegen den Tochtermann, dessen Unternehmen, als gegen den Schwiegervater völlig unverzeihlich schien. Aber die weibliche Beredtsamkeit rettete ihn. Denn Chelonis, des Unglücklichen Gattinn, bisher entzweyt mit ihm über das, was er gegen ihren Vater gethan hatte, bisher in Trauer gekleidet um den verbannten Vater saß jetzt im Tempel Neptuns, hülfeflehend neben ihrem Gemahl, fest ihn umschlungen haltend, ihre zwey Kinder zu beyden Seiten; und da ihr Vater

racheschnaubend im Eingange des Tempels erschien; stand sie auf, wies hin auf ihr ungeordnetes Haar und ihr verschmutztes Gewand und rief: Solche Trauer, mein Vater, trage ich nicht um meinen Gatten, sondern um dich, seit dessen Unglück sie nie von mir gewichen ist. Soll ich aber, während mein Vater König in Sparta ist, fortleben in solchem Jammer, oder vielleicht gar im Schmucke und Festkleid einhergehn, nachdem mein Gatte von deinen Händen wird erschlagen seyn? Nein! wie könnte ich mich je künftig vor den Bürgerinnen Spartas sehen lassen, wenn ich als Tochter den Gatten, als Gattinn den Vater durch mein Flehen nicht erweichen konnte? Du willst ihn tödten um des Thrones willen: nach welchem gestrebt zu haben gewiß entschuldbar ist, wenn er so wichtig ist, daß es erlaubt seyn kann, ihm zu Liebe sein eigen Kind zu vergessen und den Eidam zu morden!

Alle Umstehenden zerfließen in Thränen, als sie auf diese Worte ihr Gesicht an ihres Gatten Haupt gelehnt die von lange nicht gestillten Thränen geschwollenen Augen auf die Versammlung wandte. Leonidas hört die Stimme der Natur, und heißt den Eidam fliehen. Vergebens bittet er die Tochter, daß sie bey ihm bleibe. Sie gibt dem Gatten das eine Kind, während sie das andere auf den Arm

nimmt, dankt dem Gotte knieend für die Rettung, und folgt dem Gemahl in die Verbannung.

Aber die Rachsucht will ihr Opfer haben, und als solches fällt Agis, der Stifter des nun zerstörten Werkes. Er war von seiner Freistätte aus ins Bad gegangen, und kehrte, in Begleitung von treuen Freunden seiner Jugend, wie er wähnte, in den Tempel Minervens zurück. Im Eingang einer Seitengasse, welche zum Gefängnisse führte, werfen ihn seine Begleiter treulos nieder, und schleppen ihn ins Gefängniß, welches alsbald Leonidas mit seineu Wachen umstellt. Sofort erscheinen die neuen Staatsaufseher, Gericht über ihn zu halten. Auf die Frage, ob er von Andern genöthigt solches unternommen habe, und ob er seine Thaten bereue, antwortet er mit einem stolzen Nein! und so verurtheilen die Ephoren den König zum Tode. Die Diener, welche ihn zur Richtstätte schleppen sollen, zittern vor dem Verbrechen, an ihren König Hand anzulegen; und so schleppt ihn einer jener falschen Freunde, Amphares, selbst dahin. Es war ein Gemach, wo man die Verurtheilten zu erdrosseln pflegte. Im Eingange sieht Agis einen seiner Diener in Thränen zerfließen. Er ruft ihm zu: Weine nicht über mich, Freund! obgleich ein Opfer der Ungerechtigkeit und Gesetzlosigkeit bin ich

doch noch besser daran, als meine Mörder. Und auf diese Worte bot er den Hals hin.

Draussen war indessen viel Zulauf des Volks. Unter demselben die unglückliche Mutter und die Grosmutter. Derselbe Amphares geht hinaus, sieht beyde dastehen; und als ihm die Mutter, Agesistrata, flehend für ihren Sohn zu Füssen fällt, hebt er sie auf, und betheuert, daß ihrem Sohne kein Leid widerfahren soll. Zugleich gewährt er ihnen beyden, die Bitte, eingelassen zu werden. Zuerst führt er die alte Großmutter Archidamia, eine von allem Volke hochgeehrte Frau herein, und läßt sie auf der Stelle erwürgen. Gleich darauf wird die Mutter eingelassen, deren erster Anblick ihr am Boden liegender, erdrosselter Sohn, der zweyte ihre Mutter ist, welche, auch schon todt, am Stricke hängt. Sie aber, weder vom Anblicke so geliebter Todten, noch von der Nähe des eigenen Todes aus der Fassung gebracht, hilft den Dienern ihrer Mutter Leichnam abnehmen, und legt ihn neben ihren Agis, indem sie ihr Gewand anständig ordnet, fällt nieder auf ihren Sohn, küßt das entstellte Angesicht, und spricht zu ihm: das Uebermaaß deiner Nachgiebigkeit und deine Sanftmuth und deine Menschenliebe, du theurer Sohn, hat dich samt uns verderbt. Amphares stürzt herbey, und ruft ihr zu: Nun, wenn du gleich dachtest mit deinem

Sohne, so soll dir auch das Gleiche werden! Und Agesistrata, sich erhebend und dem Stricke sich hinbietend spricht die letzten Worte: Gerne, wenn es Sparta frommt!

Aber aus der Asche des zerstörten Werkes entstieg noch einmal eine hellleuchtende Flamme, freylich der letzte Lichtglanz spartanischen Geistes. Die junge schöne Gattinn des ermordeten Königs führte Leonidas, um ihren Reichthum in sein Haus zu bringen, seinem eigenen Sohne, Kleomenes, zu: einem tapfern jungen Manne, von edler Anlage, welcher aus den Erzählungen des heiß geliebten Weibes Kraft und Lust schöpfte, des ersten Gatten Nachfolger zu werden: und welcher, beseelt von einem gleich starken und edeln Willen wie Agis, weniger mitleidig und weichherzig, und ebendadurch ein würksamerer Arzt seines verderbten Zeitalters war. Auch er bestieg nach seines Vaters Tod den Thron mit keinem andern Wunsche, als daß es ihm gelingen möge, das lykurgische Sparta herzustellen. Auch er hätte eine Mutter, wie Agis, welcher es der höchste Ruhm dünkte, einen solchen Sohn zu haben, und welche, um ihn zu unterstützen, einem wohlgesinnten Manne, Megistonus, ihre Hand gab.

Damals war der achäische Städtebund mächtig auf der peloponnesischen Halbinsel. Nicht mehr Lace-

dämon gab Gesetze, so wie im übrigen Griechenlande längst nicht mehr Athen. Als Anführer des achäischen Bundes ragte vor allen Aratus hervor, ein großer Feldherr. Mit diesen Achäern entspannen sich von Seiten Sparta's langwierige Kriege, welche den jungen König beschäftigten, und sein Werk im Innern aufschoben. Ueberall glücklich, mehrmals Sieger über den allgefürchteten Aratus, sah Kleomenes nun die Zeit vor sich, wo Sparta wieder der herrschende Staat auf der Halbinsel seyn würde, und säumte jetzt nicht mehr, das Werk in Stand zu setzen, wodurch sein Vaterland wieder stark im Innern, und ebendamit den Auswärtigen unüberwindlich und furchtbar werden sollte. Seine Rückkehr aus dem siegreichen Zuge gab die Entscheidung, wozu seiner Mutter zweyter Gatte Megistonus treulich mitwürkte. Treue Freunde des Königs, vorangeschickt, um gleichsam den Ephoren seine Ankunft zu melden, fanden diese beym Essen versammelt, unter ihnen eben jenen verrätherischen Agesilaus. Die Fremde, wohl bewehrt, machen sie, die nichts ahnten, sogleich nieder. Nur Agesilaus, scheinbar tödtlich verwundet, kriecht unbemerkt hinaus in einen nahen Tempel, und entgeht so, auch des folgenden Tages, durch die Milde des Siegers, dem wohlverdienten Tode.

Des folgenden Tages erklärte Kleomenes in öf-

fentlicher Versammlung die Gewalt der Ephoren für aufgehoben, weil sie, von den Königen während ihrer Abwesenheit im Kriege zu ihren Stellvertretern gewählt, nach und nach eine dem Throne wie dem Volke verderbliche Uebergewalt sich angemaßt hätten; betheuerte, daß er sich für den allerglücklichsten König halten würde, wenn es möglich gewesen wäre, ohne Blutvergiessen das dem Staate drohende Verderben abzuwenden; befahl den heftigsten Gegnern der Gesetzlichkeit, etwa achtzig Bürgern, die Stadt zu räumen, nicht ohne die Hoffnung der Rückkehr, wenn der Staat einst beruhigt und geordnet wäre, erneuerte und bewerkstelligte die Anordnungen des Agis, nämlich die Schuldentilgung, die Landaustheilung und die Ergänzung der Bürgerschaft Sparta's aus den übrigen Lacedämoniern, und gieng den Widerstrebenden, wie Agis, selbst mit dem edelsten Beyspiele voran, indem er in Gemeinschaft mit dem Megistonus sein ganzes Vermögen für Staatseigenthum erklärte. Und um in Allem gesetzlich zu seyn, wählte er, bisher allein König, seinen Bruder, Euklidas, zum Genossen des Thrones.

Ihn selbst aber, während der Staat die Früchte seiner edeln Gesinnung zu geniessen anfieng, riefen neue Kriege ins Feld. Allgemein bewundert über seiner strengen Mannszucht und über seiner Nüchtern-

heit, seinem spartanischen Ernste, welcher jetzt durch Wohlwollen gemildert um so einnehmender war, durchzog er mit einem Heere, das in keinem Stücke, als in der Bescheidenheit der Führer und der Soldaten von einem altspartanischen unterschieden war, die peloponnesischen Städte, deren Einwohner er männlich im Felde schlug, und in Unterhandlungen durch freundliche Würde und Mäßigung gewann: so daß durch ihn Sparta, seit langer Zeit zur Unbedeutenheit herabgesunken, jetzt wieder als die erste Macht auf der Halbinsel dastand; daß Aratus, bisher jedes Jahr von dem achäischen Bunde zum Oberanführer gewählt, unmuthig seine Stelle niederlegte, entschlossen, keiner neuen Wahl zu folgen; daß endlich Kleomenes selbst die größte Hoffnung hatte, zum Oberanführer des achäischen Bundes, mit welchem er in Unterhandlung stand, gewählt zu werden, und so die Hauptmacht des Peloponnes in seiner Hand vereinigt zu sehen.

Aber hier war auch ihm schon sein Ziel gesetzt. Des alten Aratus kleinliche Mißgunst rief lieber den Macedonier Antigonus in den Peloponnes, und ließ ächthellenische Städte lieber von einem zu den Barbaren gerechneten Volke besetzen, als daß er dem hochherzigen Kleomenes eine Stelle gegönnt hätte, welche er nicht mehr hatte behaupten können. Sein Anhang bahnte dem macedon. Könige den Weg in

die Halbinsel, wo Kleomenes schon einen neuen Krieg wegen des von den Achäern gebrochenen Wortes eröffnet hatte, und sehr glücklich führte: seine Arglist entriß dem Könige die auch gegen die Macedonier gewonnenen Vortheile. Dieser mußte, von überlegener Macht bedroht, sich eilends nach Hause wenden, und eilte jetzt, immer großherzig, aber unaufhaltsam dem traurigen Ende seiner Laufbahn durch einen Unfall nach dem andern entgegen. Unterwegs kommt ihm die Botschaft von dem Tode seiner trefflichen Gattinn. Um für das völlig erschöpfte Sparta fremde Hülfe zu erlangen, muß er dem ägyptischen Könige Ptolemäus seine Mutter und seine Kinder als Geissel schicken, und nach kurzer Unterbrechung muß er mit 20,000 Mann gegen 30,000 eine Hauptschlacht wagen, worin er als Feldherr und als Krieger Allem umsonst aufbietet, und seinen Bruder mit Tausenden fallen sieht, mit der letzten Kraft Lacedämons. Ihn selbst spart das Geschick zu einem traurigeren Tode auf. Er kommt nach Sparta, um es auf ewig zu verlassen. Ein Schiff nimmt ihn und wenige Freunde auf, und trägt sie nach Aegypten. In der Stadt Lykurgs gebieten jetzt die Macedonier: das alte Sparta ist völlig dahin.

Die letzte Hoffnung des Vertriebenen schwand mit dem Tode des ägypt. Königs, zu welchem er

geflohen war. Verräther und Feinde des Rechts umgaben den jungen, von Ausschweifung schon geschwächten Thronfolger. Man beginnt den hülflosen Verbannten, welcher nichts, als Rückkehr ins Vaterland wünscht, zu fürchten, weil die männliche Tugend auch nur Weniger einem verdorbenen Hofe furchtbar und ein steter Vorwurf ist: man sperrt ihn ein samt seinen Freunden in ein Haus der Stadt Alexandria: in Abwesenheit des Königs brechen diese dreyzehn Männer, worunter Kleomenes aus ihrem Gewahrsam, stürzen bewaffnet in die Stadt, und rufen die Alexandriner auf, eine so schmähliche Herrschaft der Kebsweiber des Königs abzuwerfen, und sich mit ihnen um die Fahne der Freyheit zu sammeln. Ihr Muth findet allgemeine Bewunderung, aber keinen Anhang; jetzt ist alles verloren: nur noch die Wahl zwischen Selbstmord und martervoller Hinrichtung, und so sterben Alle dreyzehn durch die eigene Hand. So endete Sparta's letzter König, der diesen Namen geehrt hatte. Und die Frauen der so furchtlos in den Tod Gegangenen, deren Hinrichtung alsbald befohlen wurde, starben, wie ihre Männer und wie des Agis Mutter, mit edlem Stolze und heldenmüthig.

Nach einer Pause, die wir alle in stummem Nachsinnen zugebracht hatten, fuhr S. fort: Was ich mit meinem Agis und Kleomenes will, lassen Sie

mich kurz zusammenfassen. Die Uebel des spartanischen Staates lagen klar vor Augen, nicht minder die Mittel der Rettung; auch an edeln Menschen fehlte es nicht, welche dem schönen Zwecke Gut und Blut opferten, aber fruchtlos. Denn der Mehrzahl der Mächtigen war Wohlleben, Hoffart und Geldbesitz lieber, als das Wohl des Staates. Von der Vertheidigung ihrer, wie sie meynten, wohlerworbenen Rechte, gegen welche aber das uralte Menschenrecht und die alten Verträge stritten, ihrer Rechte, welche, auf Unrecht sich gründend, nur in der Verjährung desselben bestanden, giengen sie über zur Verfolgung auf Leben und Tod gegen diejenigen, welche um das Recht herzustellen, das mächtige Unrecht, vielleicht nur zu schonend, angegriffen hatten.

Mein Vorrath, sagte er weiter, ist nicht zu Ende: ich fürchte aber an die eiteln Schriftsteller zu erinnern, von welchen gestern die Rede war. Alle versicherten, daß sie gerne die weitere Ausführung hören würden, und so fuhr er fort:

Bekannter, als meine spartanischen Könige, ist Ihnen gewiß das Römische Brüderpaar, die hochherzigen Gracchen. Auch hier feyert das Unrecht glänzende Triumphe; auch hier fallen die Helden, samt der guten Sache besiegt. Aber mir, der ich in steigendem Alter meinen Blick immer mehr nach jenseits

richte, liegt ein eigenthümlicher Reiz in der Beschauung unterliegender wahrer Menschengröße. Darf ich sie nicht siegen, so will ich sie fallen sehen, um desto gewisseren Glaubens dahin zu blicken, wo Alles zur Ausgleichung sich sammelt.

Zur Zeit, da Roms Herrschaft unaufhaltsam sich ausbreitete, und das nördliche Afrika, Spanien, Griechenland, Macedonien bereits zu seinen Füssen lag, starb Tiberius Gracchus, Vater der beyden Gracchen. *) Er war noch ein würdiger Zeitgenosse des alten Kato, des herrlichen Paulus Aemilius, des großen Scipio Afrikanus, war einmal Censor, zweymal Konsul gewesen, und hatte, obgleich als Plebejer, obgleich mit Scipio Afrikanus in politischem Zwiste, doch nach dessen Tode seine Tochter Kornelia, durch seine Verdienste allein, zur Frau bekommen. Noch in kräftigem Alter starb er hin, und hinterließ seiner Wittwe das schwere Geschäft, zwölf Söhne und eine Tochter zu erziehen. Diesem Berufe blieb die edle Römerinn auch da getreu, da der Tod ihr ein Kind nach dem andern wegnahm, so daß am Ende nur zwey Söhne und eine Tochter übrigblieben, welche letztere später die Gattinn des jüngern Scipio wurde: ja selbst der Antrag des ägyptischen Königs,

*) Plut. Gracch. ut. — Appian. de b. civ. — Vell. Pat. u. a.

den Thron mit ihm zu theilen, konnte sie davon nicht abwendig machen. Aber schön waren auch die Früchte ihrer Muttertreue. Beyde Söhne wuchsen zu den schönsten Hoffnungen des Staates heran; zuerst Tiberius Gracchus, um ein bedeutendes älter, als Cajus. Seine ganze Anlage, so wie die Ausbildung derselben durch seine treffliche Mutter, machte ihn zum liebenswürdigsten jungen Römer seiner Zeit. In ihm paarte sich Sanftmuth und Geistesstärke, Tapferkeit und Bescheidenheit, und sein äusseres war das Bild der innern Reinheit. In den Waffen wich er keinem: auf der Rednerbühne war seine weiche Stimme, seine klare und überdachte Darstellung unwiderstehlich. Nachdem er in Afrika mit seinem Schwager einen ruhmgekrönten Feldzug gemacht hatte, folgte er als Zahlmeister dem Konsul Mancinus in den für Rom schimpflichen Feldzug gegen Numantia in Spanien: wo bey dem schmählichen Abzuge des römischen Heeres selbst der Feind eine Hochachtung gegen den jungen Römer bewies, wovon kein ähnliches Beyspiel in der Geschichte dieses Volks zu finden ist.

Bald nach seiner Rückkehr aus diesem schimpflichen Zuge, worin er allein seine Ehre gerettet hatte, machte das Volk, welches mit Recht etwas Großes von ihm erwartete, ihn zum Tribun. So wie er Alles, was er war, ganz war, so wollte er auch hier

seinen Beruf, ein Beschützer der Volksrechte zu seyn, ganz ausfüllen. Auf das Gesetz, durch dessen Vorschlag er sein Tribunat ewig denkwürdig machte, kam er ohne Zweifel durch eigene Erwägung der Umstände und seiner Pflichten, und wie sein Bruder Cajus von ihm berichtete, durch die Ansicht des fruchtbaren hetrurischen Landes, welches er bey seiner Durchreise nach Spanien von lauter gekauften fremden Sklaven, nirgends von Bürgern angebaut sah, während diese größtentheils als müßiges Bettelvolk in Rom lebten. Auch seine Mutter Cornelia soll seinen Vorsatz, irgend etwas Großes zu wagen, gestärkt haben durch den halben Vorwurf, den sie ihm machte, daß man sie in der Stadt immer nur Scipio's Schwiegermutter, und noch nicht Mutter der Gracchen nenne. Endlich waren es auch ältere Römer aus den edelsten Häusern, sein Schwiegervater Appius Klaudius, der Konsul Mucius Skävola und der Oberpriester Krassus, welche sich über sein Vorhaben theilnehmend mit ihm beriethen, und ihm durch Erfahrung zu Hülfe kamen. Die Lage der Dinge war aber folgende. Das eroberte Land um die Stadt Rom her wurde nach dem ältesten Herkommen theils verkauft, theils unter die armen Bürger der Stadt ausgetheilt, welche davon eine kleine Abgabe in die Staatskasse zahlten, und es dafür eigenthümlich hatten. Aber die Reichen,

nach immer weiterem Grundbesitz begierig, überboten bald das arme Volk mit der Abgabe an den Staat, so daß mit dem Umfange der Landgüter der Großen auch die Masse des völlig besitzlosen Haufens in Rom zunahm: indem die Vornehmen durch ihre Verbindungen es leicht zu machen wußten, daß ihnen für das höhere Angebot auch immer der verlangte Strich Landes zugetheilt wurde.

Gegen diesen Mißbrauch setzten im J. 367. vor Christi Geburt, die beyden Volkstribunen Licinius und Sextius das Gesetz durch, daß kein Bürger mehr als 500 Morgen Landes besitzen dürfe, und so waren dem gewaltthätigen Unrecht auf einige Zeit Schranken gesetzt. Bald suchte man wieder Mittel, eine solche Beschränkung zu umgehen. Unter nichtigen Vorwänden brachten nach und nach die Reichen wieder alle Ländereyen durch Erbpacht an sich; die Armen, durch Geld und auf andere Weise für den Augenblick befriedigt, lebten ohne Eigenthum und als müßiges Volk dem Staate zur Last: und weil sie kein Eigenthum hatten, schwand auch die alte Vaterlandsliebe. In demselben Maaße wie die Schwärme der gekauften Sklaven in den Häusern und auf den Landgütern der Reichen anwuchsen, sank die Volkszahl der Freygebornen, weil das Volk, sittenlos und ohne Eigenthum, statt in geregelter Ehe in wilden Lüsten

lebend, keine Freude mehr daran hatte, Kinder zu erziehen, denen es keine Nahrung und noch weniger ein Erbtheil geben konnte. Ganz Italien empfand in kurzer Zeit mit Schrecken seinen Mangel an junger Mannschaft, wovon man später in dem Kriege der Bundsgenossen, so wie in dem der Gladiatoren gegen Rom die deutlichsten Folgen sah. Niemand wußte auch dem Tiberius zu antworten, da er nun öffentlich auftretend von diesen Uebeln sprach: die Thiere in unserem Lande haben Löcher und Lager, und jedes findet die Stätte seiner Ruhe; aber die Männer, welche für Italien kämpfen und bluten, haben nichts, als die Luft und das Licht; sondern irren heimathlos mit Weib und Kind umher. Ist es nicht ein Hohn, wenn die Feldherren ihre Krieger vor der Schlacht ermuntern, für Tempel und Altäre, für die Gräber ihrer Ahnen und für die vaterländische Erde zu kämpfen, wenn dieselben Krieger keinen eignen Heerd, keinen eignen Platz haben, um ihrer Väter Gebein zu bestatten, sondern für Andrer Wohlleben und Reichthum kämpfen, wenn man sie stolz die Herrscher der Erde nennt, und sie keine Scholle ihr Eigenthum nennen können?

Des Tribuns ganze Seele war jetzt von dem großen und schönen Werke erfüllt. Er sann Tag und Nacht auf Mittel und Wege, besonders auch auf Wege der Schonung. Das Licinische Gesetz war vor-

handen; nichts war seit 230 Jahren daran geändert worden. Der Tribun konnte also Alle, welche diesem zuwider mehr als 500 Morgen Landes besaßen, geradezu in Anklagestand versetzen, und neben der Austreibung aus dem ungesetzlichen Besitze sie auch noch um Geld strafen. Aber Tiberius wollte so wenig als möglich erbittern: er wollte vielmehr die Abtretung unrechtmäßigen Eigenthums nach Kräften erleichtern. Der Vorschlag, welchen er nun mit Berufung auf das Licinische Gesetz machte, war: daß alles Land, welches über das von Licinius angesetzte Maaß hinausgehe, von den bisherigen Eigenthümern gegen Ersatz aus der Staatskasse abgetreten werden sollte, um den verarmten Mitbürgern wieder ein Eigenthum zu schaffen.

Aber das wollten die Grundbesitzer zum größten Theile nicht; sie versuchten deßhalb das schon ziemlich abgenutzte Mittel, den Tribun beym Volke als gefährlich für die Freyheit, als Einen, der, um Tyrann zu werden, sich einen Anhang schaffen wolle, anzuschwärzen. Es ging aber nicht: die Absichten des Mannes lagen zu rein und offen am Tage, als daß Verläumdung sie hätte beschmutzen können. Offenbarer Widerspruch war bey ihrer ungerechten Sache, und bey der Begeisterung des Volkes für seinen Beschützer unmöglich. Sie suchten also von der Seite

anzugreifen, und fanden das Werkzeug dazu an M. Oktavius, einem Freunde und Amtsgenossen des verhaßten Tribuns. Bekanntlich machte in Rom der Einspruch eines einzigen Tribuns die Beschlüsse aller Andern ungültig. Dieser Einspruch geschah nun von Oktavius, welcher, selbst im Besitze von großen Staatsländereyen, keines langen Zuredens von Seiten der Reichen bedurfte, um sich zum Widerstande gegen seinen Amtsgenossen zu erheben. Dadurch erbittert, nie aber zu beleidigenden Reden gegen seinen Freund hingerissen, schlug Tiberius nicht mehr eine Entschädigung für das abzutretende Land vor, sondern bestand jetzt mit Ernst auf dem Buchstaben des licinischen Gesetzes. Sofort erfolgten tägliche Volksversammlungen, in welchen beyde Tribunen gegeneinander auftraten. Noch versuchte Tiberius ein Mittel, das ihm seine uneigennützige Liebe zum Vaterlande eingab. Er erbot sich gegen Oktavius, ihm aus eigenem Vermögen, (ungeachtet es gar nicht glänzend war) was er nach dem licin. Gesetze abtreten müßte, zu ersetzen. Oktavius wollte nicht. Er dagegen, unerschütterlich in seinem Vorsatze, kündigte, vermöge der ihm zustehenden Gewalt, allen Staatsbehörden einen Stillstand ihrer Geschäfte unter angedrohter Strafe an, bis über sein Gesetz abgestimmt wäre: zugleich versiegelte er mit dem eigenen Ring die Schatzkam-

mer, damit die Zahlmeister in dieser Zeit kein Geld zum öffentlichen Gebrauche herausnehmen könnten. So durch Stockung der Staatsmaschine erzwang er es, daß der Tag der Abstimmung festgesetzt wurde, was bisher durch Einspruch immer verhindert worden war. Die Reichen sahen das Urtheil kommen, und legten Trauerkleider an. Zugleich stellten sie dem Tribun nach dem Leben, so daß er genöthigt war, eine Waffe unter dem Kleide zu führen.

Am festgesetzten Tage sammelten sich beyde Partieen zahlreich auf dem öffentlichen Platze; und da von der Volkspartie ein Gewaltstreich zu befürchten war, eilten zwey wohlgesinnte Männer, Manlius und Fulvius, beyde schon Konsuln gewesen, auf Tiberius zu, dessen Hände sie mit Thränen faßten, und ihn beschworen, nicht weiter zu gehen, sondern dem Senate zu überlassen, was er durchgesetzt wissen wolle, weil er an dem Gegenwirken so vieler gegen ihn verbundener, mächtiger Männer gewiß scheitern würde. Noch einmal gab der Tribun nach, und der Senat sammelte sich zur Sitzung in dem nahen Tempel: manche wohlwollendere Stimme erhob sich; aber die Reichen hatten abermals die Oberhand, und es wurde nichts für das Gesetz beschlossen. Alsbald erneuerten sich die Kämpfe auf der Rednerbühne: Tiberius drang auf einen Beschluß des Volks; Oktavius hinderte ihn

durch steten Einspruch. Jetzt aufs Aeusserste gebracht, versuchte T. Gracchus noch einmal alle Macht der Wahrheit, alle Beredtsamkeit seines Herzens, um den widerspenstigen Amtsgenossen zu erweichen; und da unter Allem Nichts fruchtete, so unternahm er Etwas, was gegen das Gesetz und Herkommen war, wobey aber wiederum seine Gerechtigkeitsliebe aufs Klarste hervorleuchtete. Da sie so, sagte er, durchaus nicht an's Ziel gelangen können, so bleibe nichts übrig, als daß der Eine von ihnen abtrete: Einem von Beyden müße durch Abstimmung des Volks seine Gewalt genommen werden. Zugleich verlangt er, daß Oktavius über ihn zuerst abstimmen lasse, da er denn gewiß sogleich abtreten würde, wenn des Volkes Stimme es verlangte. Oktavius wollte nicht; und Tiberius erklärte, daß er den folgenden Tag über seinen Amtsgenossen werde abstimmen lassen. Hiemit wurde die Versammlung entlassen.

Am andern Morgen erneuerten sich dieselben Auftritte. Gegen neue flehentliche Bitten Tiber's blieb Oktavius gleich unerbittlich. Fünf und dreysig Zünfte waren es, welche abzustimmen hatten: siebzehn hatten schon ihre Stimme gegen Oktavius gegeben; die achtzehnte sollte sein Schicksal entscheiden; noch einmal ließ Tiberius innehalten, trat hin zu seinem Jugendfreunde, umarmte ihn vor den Augen des Volks,

und beschwor ihn aufs Rührendste, zu bedenken, was ihm jetzt werden würde, und ein so hartes Verfahren nicht dem bösen Willen seines Amtsgenossen zuzuschreiben. Auf einen Augenblick schien Oktavius erweicht; Thränen traten ihm in die Augen, und lange blickte er schweigend vor sich hin. Aber ein Blick auf die Schaar der Reichen, deren Sache er verfocht, erstickte wieder durch eine falsche Schaam, welche er hervorrief, die bessere Rührung, so daß er dem Tiberius antwortete, er möge thun, was er wolle. Die Abstimmung geht ihren weiteren Gang, die Absetzung des Oktavius wird ausgesprochen, und derselbe auf Befehl Tibers durch einen Freygelassenen von der Rednerbühne herabgerissen, da er ohne Zweifel dem ungesetzlichen Verfahren widersprach, und seinen Platz nicht räumen wollte. Mit genauer Noth entging er dem erbitterten Volke, das dafür seine Wuth an einem seiner Diener ausließ, ohne daß Tiberius es hindern konnte. Durch so gewaltsame Maaßregeln waren die Hindernisse des licinischen Gesetzes aus dem Wege geräumt; die Stimmenmehrheit des Volkes entschied für die Abtretung und Vertheilung des unrechtmäßig besessenen Landes, und ernannte zugleich drey Männer, nehmlich ihn selbst, den Tiberius, seinen Schwiegervater Appius Klaudius und seinen Bruder Cajus Gracchus

zur Besorgung dieses Geschäftes. Dieses scheint mir der Wendepunkt in Tibers Leben zu seyn, von welchem aus er eine schiefere Richtung nahm. Nie wich er von der Bahn der Ehre und der Redlichkeit; wohl aber von der Bahn der Klugheit und der Mäßigung, welche auch gegründete Ansprüche nicht so weit zu treiben gebietet, daß der Gegner zur verzweifelten Gegenwehr greift.

Schon das war eine Entfernung von der sonst bewiesenen Klugheit, daß er an die Stelle des gestürzten Oktavius einen seiner Schützlinge, den unbedeutenden Mucius, zum Amtsgenossen wählte. Der Senat, von Scipio Nasika selbst angeleitet, erschwerte durch die kleinlichsten Ränke die Austheilung des Landes. Das Volk aber, Zeuge von dem steigenden Hasse, der ihm zu Liebe gegen den Tribun entbrannte, umfaßte ihn mit desto innigerer Anhänglichkeit. Ein genauer Freund Tiber's starb plötzlich, nicht ohne Zeichen der Vergiftung. Tiberius, welcher hierin das eigne Schicksal, das ihm drohte, erkennen mochte, führte, in Trauerkleider gehüllt, seine Kinder vor die Augen des Volks, und bat, daß sie dieser sich annehmen möchten, gleich als wäre bereits sein Tod unvermeidlich. Um so hitziger wurde das Volk.

Indessen starb in Asien der Pergamenische König Attalus, und hatte das römische Volk zum Erben

eingesetzt. Sogleich machte Tiberius den Vorschlag, den königlichen Schatz unter die armen Bürger zu vertheilen, welche jetzt Landeigenthum bekämen, damit sie sich Ackerwerkzeuge und das übrige Nothwendige anschaffen könnten. Auch über die Städte in dem geerbten Königreiche, sagte er, habe nicht der Senat, sondern das Volk zu verfügen. Solche Reden des Tribuns, der seiner Befugniß gemäß im Eingange des Tempels, worin Senatssitzung war, dieser Sitzung beywohnte, erbitterten den Senat aufs Aeußerste. Es habe ihm, hieß es, der Ueberbringer des Attalischen Testamentes eine Kopfbinde und einen Purpurmantel, Zeichen königlicher Würde, mitgebracht; er habe des Nachts, wenn er vom Gelage mit Freunden heimgehe, eine Schaar der verwegensten und mittellosesten Plebejer zu Fackelträgern; und Titus Annius warf ihm die Entfernung des Oktavius von dem Tribunate als die größte Gesetzlosigkeit vor. Tiberius, seiner nicht mehr mächtig, läuft aus dem Senat, beruft das Volk, und fordert den Annius sogleich vor das Gericht. Dieser erscheint, und bittet den Tribun, ihm, ehe er die Anklagerede beginne, eine Frage zu erlauben und zu beantworten: Tiberius gewährt die Bitte, es wird stille, und der Vorgeladene spricht: Wenn du mir eine entehrende Strafe auferlegen willst, und ich einen deiner Amts-

genossen um Verwendung anspreche, und er die Bühne besteigt, für mich zu sprechen, und du mit Aerger den Einspruch hörest: wirst du dann ihn auch von seiner Würde ausstoßen? Diese Frage setzte den sonst gewandten Tribun in solche Verwirrung, daß er mit keinem Worte erwiedern konnte, sondern die berufene Versammlung entlassen mußte.

So empfand Tiberius aufs Schmerzlichste, wie verderblich es sey, ein Gesetz, auch mit dem beßten Willen zu umgehen oder zu verletzen. Denn auch unter dem Volke waren Manche, welche mit der Gewaltthätigkeit gegen Oktavius nicht zufrieden waren. Da nun Tiberius sah, daß er in der öffentlichen Meynung zum Theile verloren hatte, so verantwortete er sich mit sehr einleuchtenden Gründen vor dem Volke über sein Betragen gegen Oktavius, und überzeugt davon, daß er, um seine wohlthätigen Absichten durchzusetzen, und zugleich, um der Verschwörung der Vornehmen und Reichen, die sich gegen ihn gebildet hatte, einigen Widerstand entgegen setzen zu können, mit seinen Freunden wieder für das nächste Jahr sich das Tribunat sichern müße, suchte er das Volk durch allerley Gesetze zu seinen Gunsten sich immer geneigter zu machen, und zugleich die Macht des Senats zu schwächen, indem er den Richtern, welche bisher aus lauter Patriciern bestanden hatten, eine

gleiche Anzahl vom Stande der Ritter zu Amtsgenossen beygab. Bey all' dem war er seiner Sachen eben gar nicht gewiß: er empfand, daß die Begeisterung für ihn wenigstens nicht mehr im Steigen war. Er mochte eine Ahnung seines Schicksals haben, als er weinend und in flehender Stellung das Volk bat, ihn zu schützen, weil er einen nächtlichen Angriff seiner Feinde auf sein Haus zu fürchten habe; worauf wirklich eine bedeutende Schaar seiner Anhänger die folgende Nacht als Schutzwache vor seinem Hause zubrachte. Der nächste Tag mußte entscheiden, ob Tiberius auch fürs künftige Jahr Tribun seyn sollte.

Tiberius, durch böse Ahnungen geschreckt, wollte Anfangs nicht öffentlich auftreten, sondern den Erfolg zu Hause abwarten. Dennoch bewog ihn die Nachricht, daß das Volk um das Kapitol her sich zahlreich versammelt habe, ebenfalls dahin zu gehen. Freudengeschrey empfieng ihn vom Hügel her, und das Volk nahm ihn in die Mitte, womit es seinen festen Entschluß, ihn zu schützen, erklärte.

Das unbeschreibliche, sinnverwirrende Getümmel des Volkes ließ das Geschäft der Tribunenwahl gar nicht beginnen. Während des Lärmens winkte aus der Ferne ein Senator, Flakkus, um anzudeuten, daß er mit Tiberius etwas allein zu sprechen habe.

Der Tribun drängte sich durch zu ihm, und erfuhr, daß im Senate selbst die Partie der Reichen, unvermögend, den Konsul zu einer gewaltsamen Maaßregel zu bewegen, beschlossen habe, auf ihre eigne Faust ihn zu tödten, und zu dem Ende viele ihrer Freunde und Sklaven mit Waffen versehen habe. Tiberius bringt diese Botschaft seinen Freunden, welche sogleich sich aufschürzten, und mit dem Nächsten, was bey der Hand war, bewaffneten, um Widerstand leisten zu können. Die entfernter Stehenden verstanden nicht, was das werden sollte, und wurden unruhig. Um sie von seiner Gefahr zu unterrichten, griff Tiberius an seinen Kopf, da seine Stimme nicht durch die Entfernung und das Getümmel dringen konnte. Sogleich liefen etliche von der Gegenpartie in den Senat, und schrieen, Tiberius verlange vom Volke den königlichen Kopfschmuck. Da wurde im Senate der Aufruhr so groß, wie am Kapitolium unter dem Volke; und Scipio Nasika verlangte vom Konsul, daß er Gewalt gegen den Tyrannen gebrauche. Der Konsul Mucius blieb fest beym Gesetze, keinen Bürger ohne Urtheil und Recht zu tödten: worauf Nasika ausrief: „Nun wohlan! wenn der Konsul den Staat verräth, so folge mir, wer die Gesetze aufrecht erhalten will!" Eine große Schaar schloß an ihn sich an, und so stürmten sie gegen das Kapitolium, indem auch sie

nur gemeine Waffen, die bey der Hand waren, ergriffen, oder selbst den Gegnern aus der Hand rissen. Denn diese wichen beym Anblick der vornehmsten Männer Roms, an deren Spitze Nasika, damals Oberpriester, gieng, erschrocken und schüchtern aus dem Wege; und von den Tausenden, welche eben noch voll Begeisterung für ihren Tribun gewesen waren, blieben kaum einige Hunderte in der Nähe des kapitolinischen Tempels um ihn versammelt. Hier geschah der Angriff, welcher sein und der Seinigen Schicksal sogleich entschied. Etwa dreyhundert seiner Anhänger wurden erschlagen, so wie er selbst Tiberius, da er eben im Fliehen über einige Leichname seiner getödteten Freunde hineingefallen sich wieder aufrichten wollte. Von mehreren Schlägen auf den Kopf getroffen, sank er todt nieder. Und so groß war die Erbitterung, daß man nicht einmal seinen Leichnam, auf die Bitte seines Bruders, zu ehrlichem Begräbnisse herausgab, sondern in der Nacht noch mit den Leichnamen der andern Erschlagenen in den Tiberstrom warf. Auch nachher dauerte die Verfolgung fort mit Verbannung und Hinrichtung seiner Freunde: wie sie denn, ungesättigt von so vielem Blute, einen derselben, Cajus Villius, in einen Käfich mit Vipern und Schlangen zusammensperrten, und so ihn jämmerlich tödten ließen. Das Volk erkann-

te, wie gewöhnlich, erst nachher, was es hatte geschehen lassen, und warf jetzt einen desto grimmigern Haß auf die Mörder Tiber's, wovon vornehmlich Scipio Nasika viele Beweise erfuhr, so oft er sich auf der Straße zeigte. Um das Volk zu beruhigen, entfernte der Senat den verhaßten Mann, indem man ihm eine Befehlshaberstelle in Asien übertrug; und nahm zugleich den Schein an, als ob der Landaustheilung jetzt kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden sollte.

Theils durch eigene Neigung und Entschluß, theils durch den Einfluß der Feinde seines Bruders wurde der jüngere Bruder, Cajus Gracchus, ziemlich lange von der Theilnahme an den Geschäften des Volks entfernt gehalten. Erst die Ränke der Gegenpartie, welche ihn nach gewissenhafter Verwaltung des Quästoramtes auf Sardinien in einen Proceß um den andern verwickelten, und welche er allein durch seine feurige Beredtsamkeit und durch die klarsten Beweise seiner Unschuld besiegte, erst diese Ränke spornten ihn an, dasselbe Tribunat zu suchen, welches seinem Bruder so verderblich gewesen war. Und wie es Erbitterung und Rachlust war, welche ihn zur Bewerbung antrieb, so zeigte er auch in der Führung des Amtes oft dieselben Empfindungen und Bestrebungen. Unaufhörlich erinnerte er das Volk an seines Bruders

unwürdigen Tod: Die Vorfahren, sagte er, haben einst Krieg angefangen gegen die Falisker, um einen von diesen beleidigten Tribun, Genucius, zu rächen; ja, einen Römer, Veturius, habe man einst zum Tode verurtheilt, weil er allein nicht aus dem Wege getreten sey, als ein Tribun über den öffentlichen Platz herging: jetzt aber habe man vor den Augen des Volks den Tribun, seinen Bruder, mit Stöcken erschlagen, und den Leichnam mitten durch die Stadt den kapitolinischen Hügel hinaufgeschleppt, um ihn von da in die Tiber zu stürzen; seine Anhänger habe man ohne Urtheil und Recht hingerichtet: während es doch uralte Sitte des Volkes sey, daß, wer eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt, vor Gericht nicht erscheine, nicht eher abwesend gerichtet werde, als bis früh Morgens ein Trompeter vor seinem Hause erschienen sey, und mit seiner Trompete ihn herausgerufen habe.

Seines Bruders schmählicher, ungerächter Tod, die übermächtige Partie, welche ihm gegenüberstand, die unendlichen Schwierigkeiten, welche man der wirklichen Austheilung des Landes entgegensetzte, verbunden mit der angebornen Neigung zur Gewaltthätigkeit erregten wohl in ihm den Gedanken, dem Senat die mißbrauchte Gewalt ganz zu nehmen, und sie theils der Mittelklasse zwischen Senat und Volk,

den Rittern, theils dem Volke selbst zuzutheilen. Dieß geschah vermöge eines von ihm vorgeschlagenen und vom Volke angenommenen Gesetzes, daß nicht, wie Tiberius wollte, die Hälfte der Richter, sondern alle Richter aus dem Ritterstande gewählt werden sollten. Um den Senat zu schwächen, brachte er die richterliche Gewalt in Rom und ganz Italien in die Hände der Klasse von Bürgern, welche schon vorher durch ihren Reichthum (sie waren Roms Generalpächter) von großem Einflusse waren. Es war der Vorwand der Bestechlichkeit patricischer Richter, unter dem man ihnen diese Stellen entzog: und bald empfand das römische Volk die Tyrannen der neuen Richter, welche mit ihren richterlichen Sprüchen wie mit den gepachteten Zöllen handelten, und durch die eingeräumte Gewalt selbst eine Zeitlang jedem Angriffe widerstanden. Andere Gesetze des Tribuns sorgten für die Schonung und Pflege des römischen Bürgers im Kriegsdienste; ein anderes für die Erleichterung der Armen durch wohlfeile Getreidepreise; ein anderes für neue Colonieen zum Beßten der Eigenthumlosen (weil die Landaustheilung so langsam ging) und für Kunststraßen in dem italischen Lande. Beyde letztere Anstalten betrieb er selbst mit großem Eifer; wie er denn auch dadurch dem Senat noch furchtbarer wurde, daß er zu dem Straßenbau eine große Menge von Ar-

beitern jeder Gattung um sich versammelte, welche ihm unbedingt vertrauten und gehorchten. Unter der Menge der Gesandten, Gelehrten, Beamten, Krieger, Künstler und Arbeiter stand Cajus wie ein König. Nirgends aber, obwohl zum Theil die Schriftsteller wider ihn geschrieben haben, finden wir, daß Uebermuth und Eitelkeit sich seiner bemächtigt haben. Römische Pracht zeigten seine breiten, gerade ausführenden, festen, oft gepflasterten Straßen: Meilenzeiger standen da, die Entfernung von Rom zu bezeichnen: Steine auch in kurzen Zwischenräumen für die Reiter, um bequem auf- und abzusteigen.

Aber schon war das Gebäude seiner Wünsche und Bestrebungen, aufgeführt auf dem schwachen Grunde der Volksgunst, sehr im Sinken, und bald folgte der Einsturz.

Man hatte den großen Scipio, den Vernichter Carthago's, an dem Morgen, da er in der Volksversammlung gegen die ersten Gesetzesvorschläge seines Schwagers, des Cajus Gracchus, sprechen, und wie die Sage ging, durch Waffengewalt der unter ihm verbundenen Gutsbesitzer seine Rede unterstützen wollte, ohne Wunde todt in seinem Bette gefunden. Diesen plötzlichen Tod hatte man, jeder nach den Ansichten seiner Partie, bald der Familie seiner wegen ihrer Häßlichkeit und Unfruchtbarkeit nicht geliebten Frau,

der Schwester des Tribuns, bald seinem eigenen Entschlusse, und der Unmöglichkeit, seinen Plan durchzuführen, bald Fremden und Unbekannten zugeschrieben. Aber so groß auch das Hinderniß war, welches der Tod dieses Mannes vor den Wünschen des Volks wegzuräumen schien: so mochte doch der, obwohl ungerechte, Argwohn, welcher auf die Familie fiel, und an dessen Nährung und Verbreitung natürlicherweise stark gearbeitet wurde, dem Tribun nachtheilig seyn. Denn Scipio, wiewohl verhaßt durch seine letzten Bestrebungen, war nicht allein als Krieger und Feldherr, sondern auch, nach dem glänzenden Siege über das reiche Carthago, durch uneigennützige Einfachheit, ja durch seine Armuth bewundernswürdig.

Noch nachtheiliger war dem Tribun der Einfluß seines Kollegen, des Livius Drusus. Denn die Patricier, welche nach solchen Vorgängen zu offenem Widerstande sich nicht gewachsen fühlten, ergriffen jetzt mit besserem Erfolge das Mittel, durch diesen Drusus die Versprechungen und Gaben des Gracchus beym Volke zu überbieten, freylich zum Voraus entschlossen, das Versprochene entweder gar nicht, oder nicht ganz zu halten, und das Gegebene bey Gelegenheit wieder zu nehmen. Als Cajus Gracchus zwey Colonieen mit armen Bürgern zu besetzen vorschlug, da erhob der Senat ein gewaltiges Geschrey; gleich

darauf aber schlug Livius Drusus zwölf solche Colonieen vor, und der Senat gab vollen Beyfall. Gracchus verlangte von den Armen, denen Land ausgetheilt wurde, eine kleine Abgabe an den Staat; und der Senat schriee über den Demagogen; Drusus nahm diese Abgabe vollends weg, und es wurde vom Senat gebilligt. Gracchus stieß aufs Heftigste an, da er den Latinern, Roms Stammgenossen, das Bürgerrecht und gleiches Stimmrecht geben wollte: den Drusus unterstützten die Patricier, da er ein Gesetz vorbrachte, welches verbot, im Felde den Stock gegen latinische Krieger zu gebrauchen.

Ausserdem gebrauchte Gracchus die erlangte Gewalt und die Mittel jeder Art, welche ihm zu Gebote standen, freylich nur zu den Zwecken, welche er für gut hielt; aber Drusus fieng an, ihn durch ein ebenso wohlthätiges, aber dabey ruhigeres und den Frieden im Staate förderndes Streben zu verdunkeln, besonders nachdem Gracchus durchs Loos die Bestimmung erhalten hatte, eine neue Colonie auf der Stelle des zerstörten Karthago anzulegen. Bey einigem Genusse und noch größeren Hoffnungen neuer Wohlthaten vergaß das leichtgläubige Volk über dem gegenwärtigen den entfernten Wohlthäter. Und Drusus, welcher mit sicherem Blicke seinen Weg verfolgte, griff den abwesenden Amtsgenossen, dessen eigener Ruf

nicht anzutasten war, mit desto größerem Erfolge in seinem Freunde, dem Fulvius Flakkus an, dessen eigennützige und geheime Umtriebe allerdings nicht ohne Einfluß auf den redlichen Gracchus blieben. Dieser Flakkus hatte, seitdem er Konsul gewesen, die Bewohner Italiens, die Marser, Peligner, Lukanier, Samniten u. a. heimlich aufgereitzt, Ansprüche an das römische Bürgerrecht zu machen. Seine im Konsulat gegebenen Versprechungen wahr zu machen, arbeitete er als Tribun immer fort an diesem Plane. Gracchus, von lauteren Absichten beseelt, wollte eben das, was Flakkus in unredlicher Absicht wollte. Der Bürger der weltherrschenden Roma, in seinen Lumpen stolz auf die Gewalt, allein mit seiner Stimme über nahe und ferne Nationen zu verfügen, war leicht erbittert gegen die, welche ihn ein so glänzendes Vorrecht mit den Völkerschaften des bisher unterthanen Italiens theilen lassen, und den Beherrschten gleiche Ansprüche mit den Herrschern einräumen wollten.

Denn bey den reissenden Fortschritten, welche sein Einfluß in dem Tribunate machte, hatte Gracchus gleich Anfangs nicht mit Unrecht an den steigenden Haß seiner Gegner auf der einen, und an die Veränderlichkeit des Volks auf der andern Seite gedacht. Er mochte wohl auch die Anstalten des Senats bemerken, wodurch das Volk mit glänzenderen

Versprechungen getäuscht, von dem gefürchteten Tribun abwendig gemacht werden sollte. Dieß und der Rath des Fulvius Flakkus bewog ihn, den umwohnenden Latinern, und andern Italiänern, beynahe bis an den Fuß der Alpen mit dem römischen Bürgerrechte das Recht der Stimmgebung auf dem Forum der Hauptstadt einzuräumen. Wäre das gelungen, so hätte Rom bald unter der Herrschaft eines zügellosen Pöbels geseufzt; denn schon strömten die Italiäner in Schaaren nach der Stadt, um der Abstimmung über die neuen Gesetze, deren Eins ihnen das Bürgerrecht geben sollte, anzuwohnen. Diesen befahl der Konsul Fannius auf Veranlassung des Senats, während der Tage, da über die Gesetzesvorschläge des Tribuns abgestimmt werden sollte, die Stadt zu verlassen: und wer nicht freywillig ging, wurde mit Gewalt hinausgetrieben, ohne daß Cajus, ob er es gleich versprochen, Widerstand und Hülfe leisten konnte.

So sehr fand Gracchus die Dinge nach seiner Heimkehr aus Afrika verändert. Die Absicht den Italiänern das Stimmrecht in Rom zu verschaffen, konnte nicht erreicht werden. Der Aerger des Tribuns darüber war unbeschreiblich: er sah seine Kollegen, er sah das Volk ihm fremder werden, und vermochte die neue Stütze, auf welche er gerechnet

hatte, nicht zu erhalten. Dagegen sah er den grimmig zürnenden Senat täglich mehr Land gewinnen, so sehr auch er jeden Fuß breit streitig machen mochte. Auch sein letztes dem Volke schmeichelndes Werk, die Colonie auf der Stelle des alten Karthago, in welcher sechstausend arme Bürger ihr Unterkommen finden sollten, wurde vom Senat angegriffen. Nachrichten von bösen Vorbedeutungen für die neu zu gründende Stadt kamen von denjenigen Männern, welche in Afrika zur Besorgung dieser Anstalten zurückgelassen worden waren, nach Rom herüber; und die Zeichendeuter, willige und brauchbare Werkzeuge der Mächtigen, erklärten die Anlegung dieser Colonie für eine dem Götterwillen zuwiderlaufende Unternehmung, was das Volk um so leichter glaubte, da Scipio bey der Zerstörung Karthagos einen feyerlichen Fluch auf diese Stelle gelegt hatte, daß sie auf ewig wüste liegen solle.

Auch in der Wahl des einen Konsuls für das nächste Jahr erkannte Gracchus eine Vorbedeutung seines nahen Sturzes. Es war Opimius, einer der furchtbarsten Gegner. Endlich hoffte er doch noch das dritte Tribunat für das nächste Jahr von dem Volke zu erlangen, dessen Beschützer und Wohlthäter er gewesen war. Viele Stimmen waren auch für ihn. Aber die Mißgunst und Bosheit seiner Colle-

gen, welche er alle beleidigt hatte, brachte eine solche Verwirrung in die Abstimmung, daß er durchfiel. Er sah seine Gewalt zu Ende gehen, sah seine erbittertsten Feinde ihr Haupt mächtig erheben, und, was er Gutes gestiftet hatte, voll Schadenfreude zerstören. Opimius trat das Konsulat an, und sogleich ging es an das Einreissen der Einrichtungen des Tribuns. Eines seiner Gesetze nach dem andern wurde gestrichen; und so voll Zuversicht waren bereits seine Feinde, daß sie nichts eifriger wünschten, als ihn zu einem Gewaltstreiche zu verleiten, damit auch sie Gewalt gebrauchen könnten. Die Colonie in Afrika sollte wieder aufgehoben werden; und um den Beschluß hierüber zu fassen, wurde das Volk vom Senat zur Versammlung berufen. Alles bisherige hatte Gracchus ertragen. Aber jetzt, da er so deutlich sah, wie es dem Senat nicht um Aufhebung der Colonie, sondern um seine Vernichtung zu thun seye, und da er überzeugt war, daß die Nachrichten von bösen Vorbedeutungen in Afrika fromme Lügen zur Täuschung des Volks seyen, suchte er die, welche ihm noch anhiengen, um sich zu sammeln, entschlossen, einen Versuch zu machen, ob er nicht der gänzlichen Zerstörung seiner Werke einigen Widerstand leisten könne. An dem Tage, der über diese Sache entscheiden sollte, sah man das Volk, in zwey Partieen

gesondert, den Capitolinischen Hügel besetzen. Hier Opimius mit dem Senat und der ihnen anhängenden Volkspartie; dort Gracchus und Fulvius mit den Ihrigen.

Während hier Opimius zum Anfange der wichtigen Tagsgeschäfte opferte, gieng dort Gracchus voll trüben Nachsinnens in einer Seitenhalle auf und nieder, umgeben von seinen Freunden. Durch dieselbe Halle kam jetzt ein Diener des Konsuls, welcher die Eingeweide des Opfers an einen bestimmten Ort zu tragen hatte, hergegangen. Und wie er auf die Schaar, welche den Tribun umgab, gestoßen war, rief er mit drohender Geberde aus: Platz für die guten Bürger, ihr schlechten! Worauf er sogleich von mehreren Stichen durchbohrt, niederfiel. Gracchus sah die Würfel seines eigenen Geschickes geworfen: er schalt heftig auf die Seinen; er trat vor das über die That entsetzte Volk, um seine Unschuld an dem Morde zu versichern; nichts mehr half; sein Loos war gefallen; man floh ihn und die Seinen wie Verpestete und Verfluchte. Drüben bey den Patriciern geheime, aber frohlockende Freude. Nichts konnte dem Konsul erwünschter seyn, als der Tod seines Aufwärters. Ein Regen, welcher die Versammlung aus einander trieb, war ebenfalls dem Konsul günstig, welcher für den

folgenden Tag alle Anstalten zur völligen Vernichtung seines Gegners machte.

Von Mitternacht an sammelte sich das Volk, in gespannter Erwartung, auf dem öffentlichen Platze; früh Morgens der Senat im nahen Tempel. Da brachte man unter Jammern und Wehgeschrey den nakten Leichnam des Ermordeten auf einer Bahre hergetragen. Opimius trat heraus, Schrecken und Bestürzung heuchelnd über eine That, welche ihm recht wohl bekannt, ja welche ihm recht erwünscht war: nach ihm ein Haufen Senatoren: alle blutige Rache von den ruchlosen Mördern fordernd. Dieselben Menschen, welche gefrohlockt und gejauchzt hatten, als es ihnen gelungen war, den edeln Tiberius Gracchus, einen durch heiliges Herkommen unverletzlichen Tribun zu ermorden; dieselben Menschen, welche von seinem und dreyhundert andrer unglücklicher Bürger Blute nicht gesättigt, seinem Leichname das, was man nur den verruchtesten Bösewichtern nicht gestattete, die Beerdigung verweigerten, und nachher noch mit sinnreicher Grausamkeit die nicht mehr zu fürchtenden Reste seiner Anhänger verfolgten, dieselben Menschen fanden jetzt keine Worte zum Ausdrucke ihrer Schmerzen über den Tod eines gemeinen Dieners, sondern, gleich als wenn mit diesem Tode der Dolch in das Herz des Staates gefahren

wäre, stürmten sie schreyend zurück in die Rathsversammlung, und riefen dem Konsul zu: er solle thun, was die Rettung des Staats erfordere, und die Tyrannen stürzen. Mit diesem Zurufe des Senats war ihm nach altem Herkommen eine Art diktatorischer Gewalt übertragen. So befahl er denn, daß die Patricier und die Ritter sich waffnen, und von den letzteren ein jeder am folgenden Morgen zwey bewaffnete Sklaven zur Verfügung der Regierung stellen sollte. Unter den Zurüstungen zur Gewalt vergieng vollends dieser Tag, und beyde Theile verliessen den öffentlichen Platz. Cajus Gracchus, nach Hause zurückkehrend, blieb unterwegs lange starren Blickes, stumm und weinend vor seines Vaters Bildsäule stehen. Dieser Anblick gewann durch das Mitleiden, welches er erregte, wieder viele von denjenigen, die gleichgültig gegen ihn geworden, und ihn zu verlassen im Begriffe waren. Eine ziemliche Anzahl von Bürgern folgte ihm nach Hause, und brachte vor seiner Thüre versammelt die Nacht zu. Er selbst dachte nicht mehr an Gewalt; wohl aber Fulvius Flakkus, dessen Theilnahme an seinen Unternehmungen überhaupt ihm verderblich war. Dieser durchtobte mit seinen nächsten Anhängern den größern Theil der Nacht beym Trinkgelage, und kam mit ihnen des andern Morgens förmlich gewaffnet hervor,

um sich des aventinischen Hügels zu bemächtigen. Gracchus machte sich im gewöhnlichen Kleide, nur mit einer kleinen Waffe versehen, auf den Weg. Noch war er nicht weit von seinem Hause, als seine Gattinn, Licinia, ihn einholte, und mit der einen Hand ihn selbst fassend, an der andern ihren kleinen Sohn haltend, zu ihm sprach: Nicht mehr als Tribun, mein Cajus, nicht als Gesetzgeber dieses Volkes, auch nicht zu rühmlicher Feldschlacht gegürtet, sehe ich dich dahin ziehen, daß ich dich, wenn etwas menschliches dir begegnete, als einen in ehrenvollem Berufe Gefallenen betrauern dürfte; sondern den Mördern deines Bruders lieferst du dich selbst aus; und ungewaffnet gehst du, um Gewalt lieber zu leiden als zu üben; aber du gehst und fällst als ein für das Vaterland fruchtloses Opfer. Die Bosheit sitzt am Ruder; mit Gewalt und Schwert wird gerichtet. Wäre vor Numantia dein Bruder gefallen, so hätten die Feinde seinen Leichnam uns ausgeliefert; aber seine Mitbürger haben ihn grausam den Wellen preis gegeben; und so werde auch ich bald flehend auf meinen Knieen liegen am Ufer des Flusses oder des Meeres, daß ein Gott der Gewässer mir deinen Leichnam zu den Füssen spielen möchte, dich zu bestatten! Denn wie kannst du noch auf Gesetz und Götter dich verlassen, seit man den Tiberius gemor-

det hat? So wehklagte Licinia. Er aber machte sich sanft von ihren Armen los, und gieng schweigend dahin mit seinen Freunden. Noch folgte sie ihm einige Schritte, um ihn am Kleide zu halten, sank aber, überwältigt von schmerzlicher Ahnung, ohnmächtig zu Boden. Lange lag sie so, bis endlich Sklaven aus dem Hause herbey kamen, und sie in Crassus, ihres Bruders, Wohnung brachten.

Als Gracchus auf den aventinischen Hügel kam, und den tollen Muth des Fulvius und seiner Anhänger sah, von denen er zum Voraus wußte, daß sie gegen die wohlgeordnete Schaar des feindseligen Konsuls auf dem öffentlichen Platze nichts vermögen; als er ferner die Stimmung seiner Partie bemerkte, welche durch öffentliches Anbieten des Verzeihens und Vergessens, unter der Bedingung, daß man ihn verlasse, sichtbar gleichgültiger gegen ihn geworden war: da rieth er, welcher nie die Sache des Volks mit den Waffen hatte durchführen wollen, ernstlich zum Frieden, und bewog den Fulvius Flakkus, den eigentlichen Urheber des ganzen Unheils, daß er seinen zweyten Sohn, einen schönen achtzehnjährigen Jüngling, hinab an den Konsul schickte, um wegen eines Vergleichs zu unterhandeln. Die Schönheit des jungen Friedensboten, erhöht durch seine Bescheidenheit und durch reiche Thränen, die für seinen unglücklichen

Vater floßen, erweichte Aller Herzen; nur Opimius blieb unbewegt und hartnäckig bey der feindseligen Antwort: daß Gracchus und Fulvius nicht durch Unterhändler sich an den Senat und ihn wenden, sondern ohne Waffen selbst erscheinen, und wegen ihres Beginnens sich verantworten sollten. Auf diese Antwort wollte Gracchus allerdings hinabgehen, wenn etliche der Seinen mit ihm giengen; da aber keiner dazu Muth genug hatte, so schickte Fulvius seinen Sohn nochmals an den Konsul, und zwar mit denselben Anträgen, ungeachtet Opimius dem Jünglinge verboten hatte, wieder als Gesandter ihm vor die Augen zu kommen. Der Konsul, welchem mit Unterhandlungen nicht gedient, und der sicher war mit seiner Waffenmacht die Sache auszuführen, ließ den jungen Fulvius festnehmen, und rückte mit seiner Mannschaft gegen den aventinischen Hügel an. Der Widerstand war kurz: es waren halb- und unbewaffnete gegen Bewaffnete, schlechtangeführte gegen regelmäßige Streiter, muthlose gegen solche, welchen verheissene Belohnung Muth gemacht hatte; es war auf dem Hügel ein Haufen jener Menge, welche sich überall gleicht, welche nur im Schreyen und Toben stark, nie in Gefahren treu und standhaft ist: eine Volksmenge endlich, welche länger schon gegen ihren Freund und Beschützer kalt geworden, und durch das

Anerbieten vergessender Verzeihung zum Abfall leicht bewogen war. Da floh nach kurzer Gegenwehr Fulvius mit seinem ältesten Sohne; ihre Verfolger entdeckten sie in einem Schlupfwinkel, und machten sie nieder. Dreytausend Menschen fielen auf dem Platze oder auf der Flucht.

Auch Gracchus floh, begleitet von wenigen Freunden, zunächst in den Tempel der Diana, wo er sich tödten wollte, aber von zweyen derselben abgehalten und zur weiteren Flucht genöthigt wurde. Ehe er dieß that, fiel er auf die Kniee nieder vor dem Bilde der Göttinn, und seine Hände zu ihr emporstreckend bat er, daß sie für solchen Undank und Verrath das römische Volk in der Knechtschaft, welche es nicht abschütteln wolle, auf ewig lassen möchte. Seine weitere Flucht führte ihn über eine hölzerne Brücke des Tiberstromes in einen den Rachgöttinnen heiligen Hain. Hart auf den Fersen folgten die Feinde. Da erneuerten die beyden treuen Freunde, zwey römische Ritter, Pomponius und Lätorius, die Heldenthat des alten Horatius Kokles. Allein auf der Brücke stehend wehrten sie die Verfolger ab; und erst über ihre mit Wunden besäeten Leichname mußten diese ihren Weg fortsetzen. Jetzt war Gracchus allein mit einem Sklaven, Philokrates. Ueber die Brücke her strömten die Feinde. In dieser äussersten Noth ver-

langte Gracchus, welchem die allzuwohlmeinenden Freunde seinen Dolch entwunden hatten, von seinem Diener den letzten Beweis seiner Treue und Liebe, daß er ihm den Tod gebe, welchen er im nächsten Augenblicke von seinen Verfolgern zu erwarten hatte. Das that Philokrates, und besigelte seine Treue durch den zweyten Todesstoß, den er auf dem erbleichenden Leichnam seines Gebieters sich selbst gab.

Opimius hatte im Anfange des Kampfes den Preis auf die Köpfe des Gracchus und Fulvius gesetzt, daß er dem Ueberbringer das Gewicht beyder in Gold geben wolle. Sofort hieb der Erste, welcher dem entseelten Leichnam in dem Haine fand, Septimulejus, ihm den Kopf ab, nahm das Gehirn durch eine kleine Oeffnung heraus, durch welche er in den leeren Raum Blei eingoß, und nahm von dem siegesfrohen Konsul so für die doppelte Schändlichkeit den abscheulichen Lohn. Licinia hatte am Morgen nur zu wahr gesprochen. Die Leichname der Gefallenen wurden alle in den Fluß geworfen. Das war aber nicht der einzige Rachgenuß, welchen die grausamen Sieger sich bereiteten. Den Frauen der Gemordeten wurde die Trauer verboten, der verzweifelnden Licinia selbst ihr Heirathsgut entzogen. Und den unschuldigen Jüngling, welcher als Friedensbote auf

seines Vaters Befehl gekommen war, richteten sie hin im Gefängnisse.

Cornelia, einst die glückliche Mutter von zwölf Kindern, und nach manchem Verluste immer noch reich durch die Trefflichkeit zweyer übriggebliebenen Söhne mußte auch diese überleben. Aber eine bewunderns würdige Geisteshoheit erhielt sie auch in solchen Schmerzen ungebeugt. Auf einem Landgute bey Misenum ihren Freunden, der Gastfreundschaft und den Wissenschaften sich widmend, hochgeehrt nicht nur von Mitbürgern, sondern auch von auswärtigen Königen, lebte sie würdig solch' eines Vaters, solch' eines Gatten und solcher Söhne; und gerne und viel erzählte sie von den Thaten und der Lebensart ihres großen Vaters Scipio; ohne Klage aber und ohne Thränen sprach sie von ihrer Söhne Schicksal, so daß mit Ehrfurcht und mit Staunen ihre Gäste erkannten, wie auch aus dem Herzen des zartfühlenden Weibes die inwohnende und langgeübte Tugend den letzten Rest der verzeihlichsten Menschenschwachheit auszutreiben vermöge.

Was half nun alles, was Tiberius, was Cajus gethan hatte? Ein Anfang mit der Austheilung des unrechtmäßig besessenen Landes war gemacht, und der jüngere Gracchus hatte weislich das Gesetz gegeben, daß das neuausgetheilte Land nicht sollte ver-

äussert werden dürfen. Aber bald wurde dieses aufgehoben, während die weitere Untersuchung über unrechtmäßiges Eigenthum völlig aufhörte, Der Bürger sollte nach einem neuen Gesetze sein Eigenthum verkaufen dürfen: und theils auf diesem Wege, theils durch Gewalt und List kam bald Alles wieder in die Hände der Reichen. Zwar mußten sie Anfangs noch eine kleine Abgabe davon geben, welche den armen Bürgern als Beysteuer zum Lebensunterhalt ausgetheilt wurde. Aber auch diese wurde später aufgehoben, und nach fünfzehn Jahren war vom Werke der beyden Tribunen nur noch das schmerzliche Andenken übrig. Die Armuth, die Unsittlichkeit und Knechtschaft des Volkes war schrecklicher, als je in früherer Zeit.

Und wahrlich! diese beyden Männer hatten etwas Schönes und Großes gewollt. Sie sahen dieses edle Volk, bey welchem, wie bey keinem Andern, Hoheit und Stärke der Seele in allen Ständen verbreitet war, zum Pöbel schon weit herabgesunken, und immer tiefer hinabsinken. Sie sahen die höheren Stände in gleichem Grade die Tugenden ablegen, welche an den Vorfahren ehrwürdig gewesen waren. Sie erkannten als Ursache der Verderbniß im Volke seine Armuth, als Grund der Schlechtigkeit unter den Mächtigen ihren Reichthum. Sie wußten zu gut aus täglicher Ansicht und nach den Lehren der Weisen,

welche durch einer trefflichen Mutter Sorgfalt ihnen eingeprägt waren, daß die Erhaltung des Staates an der moralischen Kraft des Volkes hängt, daß die moralische Kraft des Volkes steht und fällt mit der Liebe zum Boden, worauf es wohnt; daß sie innig verschwistert ist mit der Sorge für Weib und Kind, mit der Sorge für die Zukunft; daß aber Mangel an Eigenthum, Mangel an Arbeit und ihren Früchten, daß zufälliger, nie gesicherter Erwerb, daß bettelhafter Müßigang und das Leben von der Gnade der Großen oder von ihrer Bestechung bey öffentlichen Angelegenheiten alle guten Sitten und alle innere Kraft des Volkes für immer untergraben und zerstören werden. Sie wußten, wie der Mensch, welchen nicht eine glückliche Beschränkung durch äussere Umstände zügelt, mit seinen Wünschen, seinem Streben ins Ungemessene, Ungeheure hinaus schweift; sie erkannten deutlich den Abgrund, an dessen Rand der ungleich vertheilte Wohlstand die Reichen, und mit ihnen den Staat hintrieb. Anerkannt edel und groß war ihr Zweck; und wäre er erreicht worden, so würde Rom, anstatt von seiner wahren Größe von nun an herabzusteigen, sich immer mehr zu derselben erhoben haben. Die nächste Folgezeit schon ließ beynahe alle Partieen wünschen, daß den beyden Tribunen ihr edles Streben gelungen seyn möchte. Denn

das ist eine auch hier, wie oft in der Geschichte, bewährte heilige Wahrheit, daß keinem Fehler die Rache so schnell auf dem Fuße folgt, wie dem Verschmähen der dargebotenen Mittel und Gelegenheiten, aus vorhandenen oder drohenden Uebeln sich zu retten, oder vom Schlechteren zum Besseren sich zu erheben. Schwer büßten sowohl die trotzigen Sieger und ihre Nachkommen, als auch die feigherzigen Menschen, welche sich selbst und ihre Beschützer so schmählich verlassen und verrathen hatten. Die Ungleichheit des Besitzes, das Streben der Einen nach Gewaltherrschaft, der Andern gegen Unterdrückung, ließ von nun an, da der Weg des Gesetzes und des geheiligten Herkommens verlassen, und einmal Blut vergossen war, Ströme von Bürgerblut fließen. In den Stürmen des Bundsgenossenkriegs, in den Blutbädern von Marius, Cinna und Sylla, und während der Tyranney des letztern, in den Bürgerkriegen des Pompejus und Cäsar, des Antonius und Oktavianus verloren Tausende und aber Tausende samt dem Leben auch das rechtmäßige und unrechtmäßige Eigenthum. Kinder und Kindeskinder empfanden die Strafe für das, was die Väter mit Unrecht entweder gethan oder gelitten hatten, und was noch während der Zeit der Strafe zu verbessern sie zu schwach waren. Furchtbar war die Umwandlung der Dinge, zahllos

die plötzlichen Wechsel des Reichthums und der Armuth, des Frohlockens und der Verzweiflung. Aber nur das Höchste und das Tiefste, nur das Aeusserste im Guten und im Schlimmen war jetzt noch zu sehen: Die heilsame Mitte war verloren. Nach unsäglichem Jammer fand das unglückliche Volk endlich einige Ruhe durch Aufopferung seines edelsten Gutes, der Freyheit: gleiche Knechtschaft für Alle war am Ende die Frucht davon, daß der eine Theil von Gesetz, Mäßigung und Ordnung gewichen war.

Der ganze Vorwurf, welchen den beyden Tribunen ihre gleichzeitigen und nachfolgenden Hasser machen konnten, war, daß sie Unruhen von verderblicher Art gestiftet haben. Aber, wenn man weiter fragt: wollten diese beyden Männer Unruhen im Staate erregen? wollten sie das Volk aufwiegeln? wollten sie Blut vergießen? so können wir diese Frage nur mit Nein beantworten. Hier, wie in allen Zeiten, waren diejenigen die wahren Aufwiegler des Volks, welche aus Eigennutz, Hochmuth und Herrschsucht das Recht vorenthielten. Daß hier ein Recht zu fordern war, beweist das Schweigen, das Ausflüchtesuchen, das Aufschieben, das Ränkeschmieden, die Gewaltthätigkeit derer, von welchen es gefordert wurde. Immer suchten sie nur die Verwerflichkeit dessen, was der Tribun im Augenblicke that, was

er als Mittel zu seinem Zwecke gebrauchte, nie den Zweck selbst anzugreifen, weil dieser nicht anzutasten war. Und nachdem alle Ränke abgenützt, und es an dem war, daß nun ihr unrechtmäßiges Eigenthum vertheilt werden sollte, suchten sie das Unrecht, welches sie ihr wohlerworbenes Recht nannten, durch Mord durchzuführen und zu behaupten.

Wunderbar ist mir das, daß selbst Männer von anerkannter Rechtlichkeit als Feinde der Tribunen auftraten. Selbst die Scipionen, obgleich so nahe Verwandte, obgleich keineswegs reich und darum vor den Angriffen der Gracchen sicher, waren unter ihren ersten Gegnern. Wenn übrigens, was wohl seyn könnte, die Feindschaft auch nicht persönlich gewesen wäre, so lassen sich doch mehrere Gründe anführen, welche auch den Bessern bewogen haben konnten, sich mit der ungerechten Partie zu vereinigen. Die Scipionen, zwar treffliche Krieger und Feldherren, gehörten zu den gebildetsten Männern der damaligen Zeit, und verachteten denn doch mehr oder weniger das Volk, welches zu heben Absicht der Tribunen war. Ja Scipio Nasika wurde einmal aus dem Grunde nicht zum Aedilis gewählt, weil er bey der Bewerbung den römischen Landbauern, denen er die Hand reichte, die Härte ihrer groben Hände vorgeworfen hatte. Das Volk wollte keinen so verfeinerten Beam-

ten, der seine von den Vorfahren ererbte Beschäftigung und Lebensweise verachtete. Jene, die Tribunen, hatten im Auge, was das Volk seiner Bestimmung nach werden sollte, diese, die Gegner, was es war. Diese sahen in dem Stadtvolke, welches sich immer mehrte, den rohen, zügellosen Haufen, welchem es nicht um das Gesetz, sondern um Geschrey und Toben zu thun ist; und haßten den Tribun, welcher dasselbe auch als ein solches kannte, aber durch Verbesserung seines Zustandes, innerlich besser machen wollte. Eines guten Willens und weit überlegener Einsicht sich bewußt, fanden die wohlgesinnten Männer es unerträglich, daß so unwissendes Volk immer mehr Antheil an den Geschäften des Staates haben sollte. Ihr Fehler, wie vieler Staatsmänner der alten und neuern Zeit, war die Menschenverachtung, welche zunächst zur Gewaltherrschaft führt, indem sie kürzer, thätiger, würksamer durch Alleinhandeln, als durch Berücksichtigung Anderer zum Ziele zu kommen glaubt.

In den Mitteln zu ihrem Zwecke fielen die beyden Gracchen in manche Irrthümer und Fehler. Der größte war wohl der, daß sie am Ende sich auch erbittern ließen, und solche Gesetze und Anordnungen machten, welche unversöhnlichen Haß erregten, und die Gegner zum Aeussersten zu greifen nöthigten. Aber

ein Blick auf ihre Lage wird sie entschuldigen. Auf ihrer Seite war das anerkannte Recht. Ausser diesem aber standen sie beynahe allein: und auch dieses ist ein schwacher Bundesgenosse gegen List, Gewalt und Verschwörung. Denn auf der Seite ihrer Gegner waren nicht nur die Mächtigsten und Reichsten, sowohl von den Patriciern als auch von den Plebejern, welche als Gläubiger und Patronen auf viele Arme entschiedenen Einfluß hatten; sondern auch Männer von erprobter Redlichkeit, von hohem Kriegsruhme, von bewundernswürdigen Tugenden, welche, freylich aus irrigen Grundsätzen und Ansichten, durch ihren verdienten Ruf die Macht der Gegner mit ihrem Beytritte ansehnlich verstärkten. Diese alle handelten nach einem gemeinsamen Plane; sie würkten geheim und aufs innigste mit einander verbunden. Die Tribunen standen beynahe ganz allein. Die Masse des Stadtvolks, dessen Beschützer sie waren, war eine, wie der Erfolg bewies, unzuverläßige Stütze. Sie mußten also, da die andere Seite so viele geheime und zum Theil unredliche Mittel gebrauchte, Alles ergreifen, was irgend zu ihrer Hülfe dienen konnte. Sie mußten jene Partie unter dem Stande der Ritter sich zu bilden suchen; es mußte Cajus am Ende dem gesammten Senat eine Macht zu entreissen suchen, welche der größere Theil dieser Körperschaft,

gegen den Zweck und die Gesetze des Staates, zur Behauptung ungerechter Anmaßungen, in dem Streite, wo nicht der Senat gegen das Volk, sondern wo der Reiche gegen den Bettler stand, gebrauchte; es mußte Cajus bey der Wandelbarkeit des betrogenen und verführten Stadtvolkes, welches bereits ihn zu verlassen drohte, an den Italiänern eine Stütze suchen; und alle diese Umstände machen sein Anschliessen an den unredlichen Fulvius ebenfalls gewiß entschuldbar. Ja! wenn je diese beyden Brüder sich verfehlt haben (aber auch die scharfsinnigste Feindschaft konnte an ihnen nichts Schlechtes, sondern nur ein Uebermaaß des Guten finden) so waren es ihre Gegner, welche durch unredliche Waffen und meuchlerische Angriffe sie von dem ganz offenen Wege des Rechtes, den sie eingeschlagen hatten, mit Gewalt abzogen. Und wenn wir noch einmal zurückgehen auf die letzten Gründe so trauriger Begebenheiten. welche den Anfang zu jenen Krämpfen machten, worin das starke Leben des römischen Staates allmählig sich verzehrte, wenn wir trauernd uns fragen: woran eigentlich scheiterte das schöne Werk der Verbesserung? so müssen wir antworten: an dem Eigensinn und Eigennutzen der höheren Stände, an ihrem Leichtsinn, und ihrer Behaglichkeit, vermöge deren sie, nur für ihre nächste Zukunft besorgt und zu

schwach, sich von weichlichen Angewöhnungen, grossem Besitze und bedeutenden Mitteln jeder Art loszusagen, Recht, Gesetz, Bürger und Vaterland lieber aufopferten, lieber mit Arglist und Mord ihre Seele und ihren Namen befleckten, als daß sie eine ihnen unbequeme Aenderung zugestanden hätten.

Der würdige S. hatte geendigt, und blickte schweigend in das Gewölke, dessen schwarze Spitzen langsam heraufrückten, und ein spätes Gewitter zu verkündigen schienen. Wir alle schwiegen bewegt. Die Stimmung unserer Gemüther, durch unseres Freundes Vortrag hervorgerufen, entsprach der Stille der uns umfliessenden Luft, welche nicht mit jenem weichen, warmen Hauch der heiteren Abendruhe, sondern feucht und dumpfig uns anwehte. Es gibt Augenblicke, sagte endlich der Pfarrer, wo die Geschichte in größeren Massen vor unserem innern Auge steht. Mir haben Sie einen solchen Moment vor die Seele gerufen. Der Gang des moralischen Lebens bey jenem großen Volke ist mir gerade jetzt mit besonders lebhaften Farben vorgestellt: und ich wünschte wohl, dergleichen Stimmungen des Geistes festhalten zu können, um Geschichte darnach zu lesen, und meine Kinder einst zu lehren.

Die Wendepunkte in der Geschichte, sagte S., sollte man der Jugend besonders deutlich hervorheben.

Da ist es, wo sie das Walten und Wehen des göttlichen Geistes in dem Leben der Menschen und Völker am deutlichsten erkennen kann. Ueber einen der größten Wendepunkte in der neueren Geschichte habe ich manches Gute gelesen, über die Reformation; nichts Erschöpfendes aber jemals über den größten Wendepunkt in der ganzen Geschichte, die Stiftung unserer Religion. Gebt mir die sittlichen und religiösen Meynungen des Zeitalters, gebt mir seinen Aberglauben und seine Gottlosigkeit, gebt mir die Geschichte seines Geistes in einem treuen Bilde, so will ich mich mit wenigen Thatsachen begnügen! Dadurch ist Johannes Müller so groß. Er hat Alles gelesen; er weiß Alles; und er schreibt Geschichte aus Dichtern, Theologen, Philosophen und Phantasten richtiger, treffender, vollkommener, als, wer jede Chronik uns beynahe wörtlich lesen läßt.

Zwey solcher Wendepunkte im Leben zweyer Nationen habe ich Ihnen in flüchtiger Darstellung zu zeigen gesucht. Sie haben für Jahrhunderte entschieden; aber leider nicht für das Steigen, sondern für das Fallen beyder Völker.

Für uns Teutsche sind das Jahrhundert Carls des Großen, mehr noch die Reformation, solche Wendepunkte. Beyde sind durch den Triumph des Lichtes erhellt. Beyde sprengen dem vorwärts stre-

benden Geiste eine weite Pforte. Auf beyden beste-hen die höchsten Angelegenheiten des Menschen einen siegreichen Kampf mit seiner Trägheit und seinen Lei-denschaften. Und heute noch, wenn gleich nach mensch-licher Weise von manchfachen Uebeln bedrängt, segnen die Nationen das Werk, welches von einem großen Theile der Mitwelt verabscheut wurde, weil es sei-nen Leidenschaften, seiner Gewalt Zügel anlegte.

Kühn ist's freylich, zu sagen von der Gegen-wart: auch diese ist ein Wendepunkt im Leben mei-nes Volkes; kühn ist's, vor dem verschlossenen Thore der Zukunft seinen Mitbürgern zurufen zu wollen: jetzt steht ihr am Scheidewege! Aber wo das Be-dürfniß eines bessern Zustandes so laut, so allgemein ausgesprochen wird; wo gewisse Wahrheiten, zwar ein-fach und alt, aber noch nicht angewandt, durch des Vol-kes Stimme verlangen, ins Leben gerufen, durch Befol-gung geehrt zu werden; wo die Folgen vorhandener, oder bisher geduldeter, oder gar gepriesener Mißbräu-che, Fehler und Irrthümer nicht mehr aus der Fer-ne, sondern aus nächster Nähe drohen, und deßwe-gen auch dem Ungebildeten und Niedrigen bemerk-bar sind: da darf, wer die Geschichte kennt, sagen: hier ist ein Wendepunkt unsers Volkslebens.

Und so ist meine Ansicht von dieser Zeit. Was immer die gefährlichste Klippe in solchen Umständen

war, menschliche Leidenschaft, menschliche Schwachheit, das finden wir auch hier: immer sind solche Bestrebungen der Völker, wenn sie gelangen, mit einem moralischen Siege eines Theiles oder Aller, mit Aufopferungen, Entsagungen, Entbehrungen verbunden gewesen; wo sie nicht gelangen, da bemerken wir entweder ein jähes Hinabsinken in Schlechtigkeit und Barbarey, oder blutige Kämpfe, welche endlich auch zu diesem traurigen Ziele führten.

Lassen Sie mich zu dem, was ich gesagt habe, daß unsere Zeit mit den genannten Perioden der alten Geschichte eine auffallende Aehnlichkeit habe, noch einige Belege und Erläuterungen hinzufügen. Gleiches Streben führt auch bey dem größten Abstande der Religion, der Sitten, der Verfassung ähnliche Zustände hervor. Von neuer Vertheilung des Besitzes ist natürlich bey uns nicht die Rede, wie in jener Zeit: wiewohl, wenn wir unsere Blicke auf England und Frankreich richten wollten, es auch in diesem Punkte nicht an Vergleichungen fehlen würde. Aber wenn wir durch Erweiterung des Begriffes die Ungleichheit im Besitze und Genusse überhaupt als Vergleichungspunkt der verschiedenen Zustände annehmen, wird Niemand uns läugnen können, daß auch Teutschland sich jetzt im ganz ähnlichen Falle, wie damals Rom und Sparta, befinde. Die Stände,

welche wir die mittleren und höheren nennen, sind, mehr oder weniger durch eigenes Streben, in vielen Fällen nur durch selbstische Benützung vorhandener Umstände, zum Genusse von Vorrechten gelangt, welche über die von Gott selbst veranstaltete Ungleichheit des äusseren Zustandes unter den verschiedenen Menschenklassen weit hinausgehen. Die Masse des Volks, in welcher die Ahnung der Menschenrechte nicht erstirbt, dringt seit längerer Zeit auf Herstellung der möglichen Gleichheit. Die, welche im Besitze der beeinträchtigenden Vorrechte sind, widerstreben einer Bewegung, welche diesen Besitz bedroht. Aus den höheren und mittleren Ständen selbst hat eine Menge von eingebildeten Bedürfnissen jeder Art den Niederen sich mitgetheilt, nach deren Befriedigung diese mit gleicher Gewalt, wie nach Erfüllung gerechter Wünsche hindringen. So geschieht es, daß die unruhige Bewegung, welche vor unsern Augen sich darstellt, aus zwey verschiedenen Quellen, erstlich aus dem Geiste der Zeit selbst, welcher viel Falsches will, zweytens aus wahren und ewig unumstößlichen Rechten und Ansprüchen hervorgeht. So erfolgt das gegenseitige Reiben der verschiedenen Stände, ja in den Ständen der verschiedenen Klassen, welche in unsern Tagen auf sehr ärgerliche Weise sich geäußert haben.

So natürlich und wahr in Sparta und Rom

zur Zeit des Agis und der Gracchen das Streben des Volkes nach Verbesserung seines Zustandes war, welchem Streben jene Männer nur die Sprache liehen: ebenso natürlich und wahr ist es, daß unsre teutsche Völkerschaften eine tiefe Sehnsucht nach Feststellung einer besseren Ordnung, und zwar meistens einer früher vorhanden gewesenen, allmählig unterdrückten Ordnung äussern. In dem Volke wohnen richtige, wiewohl unentwickelte Ideen von dem, was es soll und darf.

Wer diesen Sprache leiht, ist so wenig ein Verschwörer, so wenig ein Feind der Regierung, als Agis und Cleomenes dieß waren. Mit den erlaubten und rechtmäßigen Wünschen des Volkes verbindet freylich oft ein schlechter Mensch seine bösartigen Absichten. Ein Agesilaus steht wie ein böser Geist dem Spartanerkönige zur Seite; ein Fulvius Flakkus verunreinigt durch seinen Beytritt die reine Sache des römischen Tribuns; beydes aber nur in den Augen derer, welche das Reine gerne verunreinigt sehen, damit sein Glanz sie nicht blende. Wer billig ist, verdammt die gute Sache nicht, weil den guten und edeln Streitern ein räuberischer Troß folgt; sondern er weiß zu unterscheiden.

Wären im teutschen Volke auch nicht von jeher die Ideen von dem, was es verlangen darf, vorhan-

den gewesen, so hätten sie in den sogenannten Befreyungskriegen durch die offene, laute Sprache der Regierungen an ihre Völker geweckt werden müßen. Zeitungen, sonst ein kaltes Geschlecht, strömten da, erwärmt von Oben, eine Fülle nicht erkünstelter, sondern natürlicher Wahrheiten im herzlichsten Tone unter das Volk aus. In ganz Teutschland nannte man mit Ehrfurcht die Namen der Männer, welche, schildernd das Unrecht, das durch Gewalt und List, nicht erst seit der Revolution, aus Frankreich zu uns herübergekommen, und sowohl dem sittlichen Gefühle, als auch den Menschenrechten unter den Teutschen verderblich geworden war, zum tapfern Angriffe auf die Feinde durch die schönsten Hoffnungen einer künftigen allgemeinen Verbesserung anfeuerten und einluden. Viel Bitteres gegen Einzelne und gegen Alle, besonders aber gegen teutsche Regenten ist damals ohne auffallende Würkung geschrieben worden. Das Volk wollte nur das Gute behalten, das frühere Böse aber auf die Schultern dessen legen, der hinaus in die Wüste des Meeres war gestoßen worden.

Des Volkes Streben in unsern Tagen geht dahin, daß der Staat nicht einem Körper gleiche, worin alle bessern Säfte nach einer einzigen kranken, offenen Stelle sich hinziehen, und da zur Nährung der Krankheit sich verzehren; sondern daß die Säfte in gleich

förmiger Vertheilung den ganzen Körper stärken und erhalten. Wenn nun auch irgend ein Glücksfall auf eine gewisse Zeit dem Volke wieder Wohlstand ja Wohlleben zuführte: so wäre zwar freylich die Masse der ganz sinnlichen Menschen befriedigt; dem Uebel des Staates aber wäre eben so wenig abgeholfen, als der Kranke mit dem offenen Schaden durch eine gute Mahlzeit und zwey Flaschen Wein sich gesund macht. Er fühlt sich wohl stärker für den Augenblick; aber das Uebel mehrt sich wieder mit dem stärkeren Zudrang der Säfte nach der einzigen Stelle, welche eine partielle und ebendadurch verderbliche Thätigkeit an den Platz der Thätigkeit des ganzen Körpers setzt. Die Ueberzeugung, daß auf der Herrschaft der Gesetze — der wahren und einzigen Gleichheit — das Glück des Staates und der Einzelnen beruhe, ist im Volke mehr verbreitet und tiefer gefühlt, als man gewöhnlich meynt. Der verständige Bürger, deren Anzahl im protestantischen Teutschland nicht gering ist, will etwas bestehendes, das nicht ihn allein binde, sondern alle Glieder des Staates umfasse. Er will nicht nur seinen Erwerb, sondern seine Existenz als Mensch, als Glied des Staates durch Gesetze und Verfassung gesichert sehen. Er kennt den Mißbrauch der Menschengewalt; deßwegen will er Gesetze und die Macht, sie zu erhalten; er kennt die Mängel der

Rechtspflege, und darum will er offene Gerichte; er kennt die Schliche der Unredlichkeit, und darum will er das Menschenrecht der freyen Rede und Schrift, welche solche Werke der Finsterniß ans Licht bringt, sich nicht schmälern lassen.

Wenn ich nun versuche, die menschlichen Leidenschaften und Irrthümer, welche solchen Wünschen des Volks einen gewaltigen Damm entgegensetzen, ans Licht zu stellen, so bitte ich Sie nur um das Eine, daß Sie diese Darstellung nicht als ein Klagelied über die Verderbniß der Welt ansehen wollen. Mein Optimismus ist so groß, als der unsrer frömmsten Gottesgelehrten. Nur das, was wir Menschen durch einen tapfern, freyen Entschluß selbst ändern könnten, ohne Gewalt, ohne Thränen und Zank, nur das will ich vorzustellen suchen.

Sinnliches Wohlbehagen und das Leben für die Gegenwart ist meines Erachtens der gemeinschaftlichste Charakter dieser Zeit. Egoisten sind die Menschen zu allen Zeiten gewesen, und werden es seyn; der Unterschied ist nur der, daß unsere Väter und Großväter feinere Egoisten waren, und mehr an die Zukunft dachten; während wir die gröbsten Egoisten sind, und mit einer nothwendig unglücklichen Zukunft eine leidliche Gegenwart erkaufen wollen. Hieraus erfolgt sodann die wunderbare Erscheinung, daß bey

der offenbar größeren Masse der Erkenntniß in unserer Zeit doch so Manches täglich geschieht, was an unserem Verstande zweifeln läßt: unzählige Widersprüche unsrer Worte und Handlungen, zahllose Fehler gegen die gemeinste Erfahrung. Der Schlüssel zu diesen wunderbaren Erscheinungen ist die alte Wahrheit: der Sitz der Thorheit ist im Herzen des Menschen.

Künftige Jahrhunderte, wenn sie durch irgend einen Sturm der Menschheit geläutert, die von der Geschichte aufgehäufte Masse von Erfahrungen nicht nur besitzen, sondern gebrauchen, werden einst mit Verwunderung das Bild unsrer Zeiten anschauen. Sie werden unsre Armuth nicht mit unsern Ausgaben, unsre Klagen nicht mit unsrem Wohlleben, unsre Vernachläßigung des Nothwendigen nicht mit unsern öffentlichen Anstalten zum Vergnügen reimen können. „Die Menschen jener Zeit, wird ein Geschichtschrei-„ber von uns sagen, waren ausserordentlich gelehrt „und einsichtsvoll. Unter andern Wissenschaften wur-„de auch die der Landwirthschaft und des Finanzwe-„sens aufs feinste ausgebildet; wo irgend ein neuer „Erwerb herausgebracht werden konnte, da machte „man sogleich diese Quelle fließen. Dennoch „wollte die Einnahme von Jahr zu Jahr in Fami-„lien und Staaten nicht mehr zureichen. Allgemeine

„Klagen über Nahrungslosigkeit und Stocken der Ge„werbe erfolgten. Staatsmänner von ansehnlichem „Namen bewiesen in wohlgesetzten Reden, daß es „nicht anders seyn könne, und daß man durch An„leihen oder neue Auflagen das Fehlende decken „müsse. Besonders wird in jenen Reden der Drang „der Zeiten als äusserst dringend beschrieben. Selt„sam ist aber, daß man in jenen Zeiten auch das „unter die nothwendigen Ausgaben zählte, was man „jetzt, wenn man das Geld dazu nicht hat, unter„läßt, oder entbehrt; das nemlich, was der Staat „zur Verschönerung der Städte, zum Aufwand und „Wohlleben Einzelner, zum öffentlichen Vergnügen „beyzutragen für gut fand. Das Natürlichste wäre „wohl gewesen, so lange nur das Nothwendige zu be„sorgen und auszugeben, bis die Einkünfte besser „geworden wären, und neben dem Nützlichen auch „das Schöne anzubauen erlaubt hätten."

Der Einfluß, welchen die höheren und mittleren Stände immer auf die Handlungen der Regierung ausüben, (indem aus ihrer Mitte die meisten Vorschläge zu Anordnungen an den Regenten gebracht, und seine Befehle durch sie in Kraft gesetzt und vollzogen werden) hat ihr eigenes sinnliches Streben auch in den Staat und seine Verwaltung übergetragen. Das Gefühl davon erweckt unter den Staatsdienern

so viele Feinde der Konstitution. Ich mag hier nicht ins Einzelne gehen. Aber das ist doch gewiß, daß vermöge dieses Strebens der Staatsdienst immer mehr als eine Versorgungsanstalt angesehen wird, wozu die Familie, worin einer geboren ist, den ersten Anspruch gebe: eine Pflegeanstalt, wohin man sich drängt, ohne zu überlegen, was man geben will gegen das, was man empfängt. Die Pflicht, welche das Erste und Geehrteste seyn soll, ist hier das Zweyte und Letzte. Wahrlich jedes Menschenherz muß sich empören, wenn es sieht, wie viele vom Staatsdienste zu leben behaupten; während der Staat nur ihren Müßiggang zu nähren hat. Wie dort in Rom das Land, so werden hier die Einkünfte des Landes als natürliche Erbschaft angesehen. Und auch Ihren Stand, lieber Pfarrer, kann ich nicht ausnehmen. Hunderte wollen nur Versorgung, wenige Amt und Pflichten.

Die, welche mit solchen Grundsätzen eine geistliche oder weltliche Stelle antreten, verwalten sie nicht nur nach eben denselben, sondern vererben gleiche Gesinnungen auf Kinder und Kindeskinder. Wollte Gott, daß jede Stadt, jedes Dorf, daß der ganze Staat mich widerlegten! Aber der sittliche und häusliche Zustand so vieler Körperschaften beweißt aufs deutlichste, daß in allen Zweigen unsäglich viel Schlechtes theils

geduldet, theils gethan wird. Gegen Ungerechtigkeit und Bedrückung schirmen bis auf einen gewissen Grad die Gesetze; aber wer schirmt gegen Nachläßigkeit, gegen Verschieben des Nothwendigen, gegen sittenlose, verderbliche Beyspiele? wer straft für das Unterlassen desjenigen, was aus Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Pflicht und zu den Menschen gethan werden soll?

Die falsche Ansicht von Amt und Stand vermehrt überdem die Ansprüche des Einzelnen an den Staat. Gar Vieles hört man von Ausgaben, welche der Stand erfordere, von Aufwand, den man Ehrenhalber machen müsse, reden. Ich wünschte wohl, daß ein weiser König hierüber ein Gesetz gäbe, durch welches so zarte Gewissen, deren Ehre empfindlicher, als eine Mimose ist, beruhigt würden. Wenn z. B. gewissen Classen durch ein Gesetz erlassen würde, bey ihren Mahlzeiten fremde Weine zu trinken; wenn ihnen in Kleidung, Wohnung und sonstigem Aufwand ein gewisses Ziel gesetzt würde, so könnte Niemand mehr der Amtsehre, so weit sie in solchen Dingen gesucht wird, zu nahe treten. Ja, ich glaube, daß der Mangel an festen Bestimmungen hierüber mittelbar dem Staate sehr schädlich ist, indem jener Traum von Ehre keine Gränzen kennt, und eben deßwegen durch steigende Ansprüche an Besoldung dem Staate zur Last fällt. Wer sein eigenes

Vermögen aufwendet, mag zu seiner Ehre verschwenden, wie viel er will. Wer aber vom Staate lebt, dessen erste und hauptsächlichste Ehre ist doch gewiß die, daß er nicht mehr einnimmt, als er wirklich verdient.

Je mehr in den mittlern und höhern Ständen solche Bestrebungen und Begriffe verbreitet sind, desto gewisser gehen sie in die Staatsverwaltung selbst über. Wie der Einzelne, so jagt gemeiniglich das Ganze nach dem leeren Phantom der Ehre, hinter welchem eigentlich doch nur die Sucht des Genießens versteckt ist, und welche eine wahre Krankheit unserer Staaten ist. Um in Zeitungen gepriesen zu werden, verschönert man die Städte, während so manches Nothwendige und Nützliche zerfällt oder versäumt wird. Man errichtet weitberühmte Akademieen, und hat keine Schulen. Man singt und fidelt aus Leibeskräften; das Echo davon ist das Winseln des verzweifelnden Volkes. Und das Alles um der Ehre willen. Wenn ich nun gleich unser liebes Vaterland auch darin noch nüchterner, als andre Staaten, finde, so hat es sich doch von jenem Ehrenrausche nicht ganz frey erhalten. Denn, um nur Eines anzuführen, in welchem Zusammenhange steht eigentlich ein Schauspielhaus in der Hauptstadt mit der Ehre des Landes, der Regierung? Oder, wenn der alte Kat=

die Krankheit seines Staates daran erkannte, daß ein Fisch theurer, als ein Ochse verkauft wurde: darf ich nicht den Staat krank und bedenklich nennen, welcher eine Schauspielerinn so gut, als den Direktor einer Centralstelle, einen Schauspieler aber, wie einen Geheimen-Rath besoldet? Zuerst das Nothwendige, hierauf das Nützliche, sodann das Schöne und Ergötzliche! Der umgekehrte Gang ist eine bedenkliche Krankheit. Krank zu seyn ist dem Staate keine Ehre.

Die Angewöhnung an solche Anstalten und Genüsse macht, wenn sie auf nichts Anderes sich mehr berufen kann, ihre letzten Ansprüche an das, was man Duldung (Toleranz) *) nennt. Diese Toleranz ist in Teutschland zu einer solchen Größe angewachsen, daß ihr nichts mehr gleich kommt, als die Intoleranz, welche in manchen Verhältnissen, Meinungen und Handlungen ausgeübt wird. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, welcher hierin liegt. Tolerant sind wir zuerst gegen uns selbst: sodann gegen die, welche durch Neigung, durch gleiches Streben,

---

*) In gewissem Sinne gilt von der Toleranz jener katullische Vers:

Tremulum movens
Cana tempus anilitas,
Omnia omnibus annuit.

durch gleiche Vergehungen mit uns verbunden sind; so wie wir aber diese Toleranz vielfach über die Gränzen des Rechten, Wahren, Erlaubten hinausdehnen: so sind wir intolerant gegen anders Denkende, anders Wollende und Handelnde, und zwar in gleichem Grade intolerant, wie wir im ersten Falle tolerant sind.

Zu der falschen Toleranz rechne ich vor allen Dingen die Meinung, daß den Staat das sittliche Betragen des Einzelnen nichts angehe, wenn er nur seine amtlichen Pflichten nicht vernachläßige, oder dem ausgesprochenen Gesetze keinen Anlaß gebe, ihn zur Verantwortung zu ziehen. In einem christlichen Staate kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, daß die Regierung das Recht und die Verpflichtung habe, alle Glieder des Staates, ohne Ausnahme, zur äussern und innern Sittlichkeit anzuhalten. Noch übt sie diese Verpflichtung gegen Bürger und Bauern aus, als gegen Unmündige, der Leitung und Aufsicht Bedürfende. Sind aber die mittlern und höhern Stände dieser Aufsicht entwachsen?

Diese Toleranz hat die traurigsten Folgen durch ihre Anwendung auf gewissenlose Diener des Staates und der Kirche. Ich brauche Ihnen nicht zu schildern, wie weit sie geht, welchen Abgrund sie öffnet. Niemand fühlt sie schmerzlicher, als der red-

liche Staatsdiener, welchem durch seine Stellung das Verderben nur um so deutlicher in die Augen fällt, und welcher sein Amt und seinen Stand durch schlechte Kollegen entehrt sieht. Besonders gegen den geistlichen Stand ist solche Toleranz durch ihre unabsehbar traurigen Folgen unverzeihlich; und Niemand kann mehr Betrübniß über die Wölfe fühlen, welche zu Hütern der Schaafe bestellt werden, als ein treuer Hirte. Ich könnte noch mehrere Sünden der Toleranz anführen, welche am Ende zur förmlichen Faulheit wird, und sich überall mit dem Namen statt der Sache begnügt, z. B. bey öffentlichen Erziehungsanstalten, wo nicht erzogen wird. Indessen gehe ich lieber zu der gleich mächtig herrschenden Intoleranz über. Während jene besonders den Sitten gewidmet erscheint, wendet sich diese mehr gegen die Meinung, wie sie freylich von jeher gethan hat. In der Politik andrer Meinung zu seyn ist jetzt so gefährlich, als es für Galilei seine verschiedene Ansicht von der Astronomie war; und man kann nicht läugnen, daß Gespräch und Untersuchung über die Politik etwas ganz Eigenthümliches, Reizbares habe. Vertrauten Cirkeln, welche aus lauter wohldenkenden, einander ergebenen Männern bestehen, droht kein anderes, wirkliches Zerwürfniß, keine Auflösung, wenn nicht von der Verschiedenheit politischer Meinungen.

Diese wirkt aber auch so heftig, so gewaltsam, daß sie schon oft den Freund dem Freunde entfremdet hat. Eher in allen andern Dingen wollen wir abweichende Ansichten erlauben. Auf welchen Grad aber diese Unduldsamkeit gestiegen sey, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Sie ist einer der Charaktere, womit künftig die Geschichte unsre Zeit bezeichnen wird. Auch das wird einst als Merkwürdigkeit derselben angeführt werden, daß nach einem Zeitraume großer Lauheit in Gegenständen des Glaubens, nach vielen geduldeten, ja gepriesenen Angriffen auf Offenbarung und Kirche plötzlich wieder ein Streben eingetreten ist, das etwa noch Bestehende zu erhalten, ja die Menschen im Glauben wieder hinter die Gränze des Menschenverstandes zurückzudrängen; daß nach entschiedener langer Gleichgültigkeit gegen das Göttliche allerley plötzliche Ausbrüche der Intoleranz uns eine Zeit ahnen lassen, wo wir vielleicht für unsern Glauben laute Stimmen, oder wohl gar den Arm erheben müßten. Ich möchte aber nicht in dieser Intoleranz allein, sondern in der Empfindlichkeit gegen die Wahrheit überhaupt den letzten Grund von manchen seltsamen Erscheinungen dieser Zeit suchen. Auch hierin war die frühere Zeit rüstiger, männlicher. Ueber ein bitteres, hartes Wort zürnte man freylich auch, wie jetzt; aber man wehrte sich, und sparte die glei-

chen Waffen keinesweges. Es war gewiß damals gleich viel Streit, und wohl derber und heftiger; aber es war weniger Groll, wie jetzt, und eine schmerzende Wahrheit hörte man standhafter und ruhiger an. Wie muß man es doch jetzt einkleiden, wenn man einem Knaben sagen will, daß er ein Taugenichts sey? Du sollst es lieber gar nicht sagen, meint er, als in einer Form, welche beleidigend und entehrend sey; denn die Ehre dürfe am wenigsten angetastet werden.

Eine sehr gewöhnliche Waffe, womit diese Empfindlichkeit gegen die Wahrheit sich vertheidigt, ist jenes Absprechen der Befugniß, über gewisse Dinge, also z. B. über politische Gegenstände zu reden und zu schreiben; ein, wie jedermann weiß, abgenütztes und absurdes Mittel, da über Interessen der Menschheit jeder Mensch zu reden das Recht hat. Uebrigens gibt es sogar Schriftsteller von einigem Namen, welchen hierin eine ägyptische Kastenabtheilung besonders zusagte. Auch Zeitungen weisen hier und da den Geistlichen, den Bürger, Handwerker hinweg von einer, wie sie meinen, müßigen Beschäftigung mit den Staats-Angelegenheiten, und auf Kanzel, Haus, Gewerbe zurück. Fort! hinweg! rufen die Apparitoren; was steht ihr müßig hier, gaffendes Volk! Im Rathe der Edeln habt ihr nichts zu schaffen. Wie aber? wenn nun der Schuster sagte: wohl! ich

kehre zum Leisten zurück; ihr behauptet, ich verstehe von dem Euern nichts? so behaupte ich, ihr verstehet von dem Meinen nichts. Ihr wisset allein, was man braucht? Ich weiß allein, was ich geben kann. So wollen wir denn, weil wir nicht zusammen taugen, geschiedene Leute seyn, und beyde hinfort einander nie mehr inkommodiren!

Eine weitere Folge der Empfindlichkeit gegen die Wahrheit ist das Streben, diese unwillkommene Mahnerin so zu verschleyern, daß man keine Gefahr mehr hat, durch ihren Anblick beunruhigt zu werden. Nur da, wo man sie den Gegnern vorhält, entblößt man ihr Angesicht, wie Perseus den Medusenkopf; und Jeder weiß dem andern Religiosität, Mäßigung, Aufrichtigkeit, Gesetzlichkeit aufs Rührendste zu empfehlen; ja, die Zeitungen predigen das Christenthum mit missionarischem Eifer. Ist es nicht manchmal, als wenn die Einen zu den Andern sagten: Ihr seyd doch gute Christen, nicht wahr? Nun so sey euch der Himmel mit allen Inklaven und Appertinenzien angewiesen und für immer abgetreten! Alles, ohne Ausnahme, soll euer seyn, wodurch man sich den Himmel erringt: Demuth, Armuth, Drangsal, Weltverachtung, ein Heer der schönsten Tugenden; lasset nur uns diese Erde mit allem ihrem Qualm; um Andrer Seligkeit habt ihr euch ja nicht zu bekümmern; und wählen wir die Hölle, so

habt ihr desto mehr Platz im Himmel, also seyd gescheut und wisset zu schätzen, was man euch läßt, was man euch darbietet. Wie gesagt, ihr habt nach allgemeiner Anerkennung das bey weitem Bessere!

Auffallend intolerant sind wir gegen alle diejenigen, welche, wenn wir eine treffliche Tirade mit Anstrengung und Selbstgefälligkeit gesprochen haben, bäurisch grob vor uns hintreten, und die dürren Worte uns in den Bart werfen: es ist nicht wahr, was Sie sagen. Wir pflegen alsdann besonders darüber uns zu entrüsten, daß der Mensch seine Anrede nicht feiner gefaßt habe; er sey ja doch, antworten wir mit vornehm-höhnischer Geberde, vom Gegentheile nicht völlig unterrichtet, und wenn es auch nicht ganz so sey, wie wir gesagt haben, so sey es doch nützlich für die Welt, es so zu glauben; und auf alle Fälle könnte es doch wenigstens so seyn, ja werde vielleicht einst noch so. Napoleon hatte eine Zeit herbeygeführt, wo Niemand mehr wagte, anders als im Herzen an der Wahrheit seiner Rede zu zweifeln. Jetzt wird über den noch Lebenden, wie über einen Todten gesprochen; und er kann aus Europa keinen Pack Bücher bekommen, ohne wahre oder falsche Aufschlüsse über die Zeit und die Mittel seiner Gewaltherrschaft von solchen Menschen darin zu finden, welche im Staube vor ihm gekrochen hatten.

Für ihn war die Geschichte verloren; sie ist es aber immer noch für Alle, welche in ihres Herzens Hochmuth meinen: einmal doch könne eine völlige, bestehende Ausnahme von der Regel der menschlichen Dinge gemacht werden. Meine lieben Freunde sind wohl müde, von lauter Krankheiten unterhalten zu werden. Ich muß aber auch die letzte noch anführen, den Hochmuth und Eigendünkel unserer Zeitgenossen, welcher eben deßwegen um so thörichter zu seyn scheint, je zahlreichere Beyspiele niedergeworfenen Hochmuths die nächste Vergangenheit vor Augen gestellt hat; welcher auch an Hohen und Niedern dadurch so unnatürlich erscheint, daß die Höchsten und Mächtigsten, daß die Fürsten selbst, deren Abglanz allein den Andern ihre äussere Würde verleiht, gerade jetzt beynahe alle das Beyspiel einer edeln Einfachheit, und der Entfernung von eitelm Schein und Hochmuth geben.

Ob dieser Eigendünkel auch wirklich vorhanden sey, werden Sie nicht erst fragen. Er ist gewiß überall vorhanden, wo er sich einzunisten Gelegenheit, und wo er Stoff zur Ausübung fand. Daß er aber in den Klassen, welche verwalten und befehlen, besonders hervortritt, bringt die Sache mit sich. Ein zufälliger Umstand — und das ist ja doch Amt und Titel — überredet den Schwachen, daß er als Mensch

den Vorzug vor dem Menschen verdiene. Wir wollen dem Bürger nicht mehr erlauben, vor uns als Mensch vor dem Menschen, sondern als Ungeehrter vor dem Geehrten, als Gehorchender vor dem Befehlenden zu stehen. Allmählig lernen wir Menschen verachten, und bedenken nicht, daß wir uns selbst verachten. Das Herz, zur Täuschung jederzeit bereit, ergreift, um der verhaßten Nähe auszuweichen, den alten, verlachten Wahn von der Absonderung der Menschenklassen; von angeborner oder durch Amt und Titel verliehener Vortrefflichkeit. Haben Sie je von Fouqués viel gelesenen Romanen einen zu Ende gebracht? Wenn Ihnen das auch nicht gelungen ist, so werden Sie doch gewiß die Bemerkung gemacht haben, wie dieser vergötterte Schriftsteller den verschiedenen Klassen nicht nur unter den Menschen verschiedene Abstufungen von Thaten und Ehre anweist, sondern selbst adelige und gemeine Pferde vortrefflich zu scheiden weiß. Die Herren traben auf lauter Bucephalen einher, welche keinen gemeinen Reiter dulden; von einer Bestie, die keinen Ritter als Reiter geduldet hätte, hat der obwohl ungemein fruchtbare Schriftsteller nirgends geschrieben, wenn ich anders nicht irre. Denn Alles habe ich keineswegs gelesen.

Erscheinen solche Dinge, besonders in der Uebertreibung, belachenswerth, so sind sie an sich es

um so weniger. Sie geben ein weiteres Zeugniß von dem, was unsre Zeit gerne liest, hört, glaubt; und wenn es hier der Ort wäre, so würde ich wohl den Versuch wagen, aus meiner beschränkten Kenntniß unsrer jetzt beliebtesten Schriftsteller ein artiges Bild des herrschenden Geschmacks aufzustellen. Denn wo Alles liest, ist das Gelesene allerdings ein Maaßstab für den Seelenzustand der Generation.

Eine sehr garstige Seite des Hochmuthes, bey dessen Anklage ich noch verweile, ist das Streben, von Andern gefürchtet zu seyn, indem man ihnen den Begriff beyzubringen sucht, daß man die Macht habe, ihnen zu schaden. Für schwache Menschen ist es gar zu reizend, Andre von sich abhängig zu sehen. Sie haben keinen Sinn für die Annäherung der Menschheit an jenes Ideal eines Staates, wo in jeder Brust das lebendigste Gefühl der Freyheit wohnt; und wo keiner vor dem Andern, wohl aber Alle vor dem herrschenden Gesetze den Blick niederschlagen. Ich vermeide sonst immer, in weiblicher Gesellschaft ein lateinisches Wort auszukramen; aber dießmal muß ich gegen meine Gewohnheit an das Wort impotens erinnern, womit die Römer einen Schwachsinnigen, nach Gewalt trachtenden, oder Gewalt mißbrauchenden trefflich bezeichnet haben.

Uebrigens ist ein solcher Hochmuth uns allen

mehr oder weniger angeboren, und muß durch die Vernunft der Aeltern, später durch die eigene gedämpft werden. Lassen Sie den Bauerknaben den Kittel mit dem Rock vertauschen, und nur die unterste Stelle in einer Schreibstube einnehmen: geschwind ist er ein Herr geworden, und will bald Schutzherr, bald gefürchteter Gegner seyn, und seine Vettern kurz und grob von der Amtsstube zurückzuweisen, ist ihm ein Leckerbissen. Und wie nach ächt menschlicher Weise ein Jeder sich freut, einen oder Mehrere noch unter sich zu haben: so verwechseln wir gerne die Unterordnung unter unser Amt mit der unter unsre Person, und verlangen auch ausser dem Geschäfte mehr Aufmerksamkeit, als billig und recht ist. Es gibt in höheren und niederen Stellen gar Viele, welche an dem Untergebenen nur Eine Tugend, die Subordination, kennen; und welche aus gleichem Grunde bey großer Höflichkeit gegen alle Nichtuntergebene, eine gewiße Unhöflichkeit gegen Untergebene für recht, ja nothwendig halten, damit diese nie vergessen mögen, welcher Standpunkt ihnen angewiesen sey. Es ist derselbe Uebermuth, welcher es beynahe übelnimmt, wenn er einen furchtlosen Mann findet, der sich vor dem Gesetze und dem Amte des Vorgesetzten, nicht aber vor der Person beugt, und an die Möglichkeit, daß man ihm schaden könnte, nicht zu denken scheint. Ich habe mich

schon oft gefragt, ob wohl diese in dem Moment, wo sie Stirne, Augenbraunen und Mund in die Herrscherfalten legen, den Kopf zurück, die Brust vorwärts biegen, ob sie da wirklich an des Staates Wohl denken?

Das ist jener Hochmuth, welcher eine despotische Regierung für die beßte hält, weil sie die bequemste ist, und der Eitelkeit des Befehlenden Nahrung zuführt. Es gibt keine erklärteren Feinde der Verfassungen, als die, welche von solchem Hochmuth besessen sind. Denn indem sie ihre Kenntniß der todten Geschäftsform für die einzige wahre Wissenschaft, die Unnatur für die Natur halten, scheint ihnen jeder Widerspruch, den sie erwarten oder anhören müßten, völlig unerträglich zu seyn. Eben dadurch sind sie selbst die redendsten Beweise von der Nothwendigkeit einer kräftigen Volksvertretung.

So wie übrigens in Rom auch treffliche Männer der Erhebung des Volks entgegenarbeiteten, gewiß nicht ohne sich Rechenschaft von den Gründen gegeben zu haben; so kenne auch ich manchen würdigen und menschenfreundlichen Geschäftsmann, welcher aus Ueberzeugung, nicht aus Leidenschaft, dem Despotismus ergeben ist. Man braucht eben nicht viel mit Menschen zu thun gehabt zu haben, um zu bemerken, wie wenig guter Wille zu Leistungen für

den Staat überhaupt vorhanden ist. Tausend Widersprüche sind in der kleinsten Angelegenheit zu beseitigen; Schlichen, Ausflüchten, krummen Wegen jeder Art muß begegnet werden, um einen heilsamen Zweck zu erreichen; ja wer nur mit sechs Menschen eine Uebereinkunft wegen irgend einer Sache zu treffen hat, möchte oft verzweifeln über ihre Unklarheit, Einseitigkeit, Abgeschmacktheit und Widerwärtigkeit, über das ewige Verlieren des Hauptfadens und Hauptzweckes, über ihre Unempfänglichkeit für die klarste Schlußfolge. Das Ergebniß dieser Erfahrungen ist, daß man die Ueberzeugung annimmt, durch Machtsprüche müße die Welt regiert werden; und wenn man die Würkungen, welche im Einzelnen hervorgebracht werden sollen, allein betrachtet, so kann man eine solche Meinung keineswegs verdammen. Aber wo ist der Sterbliche, der seinen Verstand, seinen guten Willen mit der Ueberzeugung in die Wagschale legen könnte, daß dadurch aller Andern Verstand und Wille aufgewogen würde?

Unter den Irrthümern, welche dem Wohle Aller entgegen stehen, muß ich Einen erwähnen, welcher nach meiner Ansicht der allerunglücklichste ist. Die Menschen, immer gewohnt, die Gründe von vorhandenen, scheinbaren oder wahren Uebeln nie in sich selbst, sondern in Andern zu suchen, haben endlich

zum Theil auch die Entdeckung gemacht, daß die Reformation der Grund des gegenwärtigen ihnen mißfälligen Zustandes sey. Die mehr oder weniger lauten Aeusserungen hierüber sind so bedeutend, daß ich keinen Augenblick anstehe zu glauben, daß in einigen Köpfen, welche einen unwiderstehlichen Trieb, um jeden Preis zu regieren, immerfort empfinden, der Gedanke allerdings aufgestiegen ist, ob sie mit ihrem Menschenwitz nicht jenes Gotteswerk umstoßen oder untergraben könnten. Es haben hierin angesehene Schriftsteller schwer gesündigt, indem sie von der Seite des Schönen, dem jetzt alle Welt mehr als dem Wahren huldigt, unsern Glauben zu nackt und mager fanden und darstellten. Diejenigen nun, welche dem Volke seine Bibel, sein Menschenrecht des freyen Glaubens und Forschens mißgönnen, und ihm den Wahn von menschlicher Unfehlbarkeit wieder aufdringen wollen, die, welche den Priester wieder zum Gott des Volkes machen wollen — diese hoffen, wenn das ihnen gelänge, durch den Priester das Volk leichter zu leiten; diese hoffen, daß der Priester ihnen unterthan, ihren Zwecken dienstbar seyn werde. Solche Weisheit bringen sie aus der Schule der Geschichte zurück! Also, wenn in Frankreich diejenigen welche man dort Missionäre nennt, ihr Werk vollendeten; wenn es ihnen gelänge, im größeren Theile des Landes

das Glück der Familien zu zerstören, die geheiligtsten Bande durch Verblendung des schwächeren Theiles zu zerreissen, das Gift ihrer Lehre in die Herzen der Jugend unwiderstehlich einzugießen; den Müßiggang an die Stelle der Arbeit, Verfolgungssucht an die Stelle friedlicher Duldung zu setzen; wenn sie die Vernunft an den Triumphwagen unsinniger Schwärmerey zu fesseln vermöchten; wenn nun am Ende wieder, wie in der romantisch-herrlichen Zeit eines Peter von Amiens die Kanäle gegraben wären, durch welche das Erbtheil der Väter nicht mehr der Natur gemäß den Söhnen, sondern dem Schooße der Kirche zuflöße: dann wird der uneigennützige Priester nach vollendetem Werke abtreten, und denen, die ihn ausgesandt, die Früchte seiner Arbeit zum Genießen hingeben.

Uns kälteren Teutschen kommt eine solche Abweichung von dem gesunden Verstande ganz unmöglich vor; und sie kann auch, glaube ich, bey uns nie in diesem Grade statt finden. Aber, bewußt oder unbewußt, arbeiten auf ein ähnliches Ziel alle diejenigen hin, welche unsern biblischen Glauben verschönern, und die Religion von Seiten des Gefühls allein behandelnd, das, was ihnen Wahrheit ist, in unsern widerspenstigen, erzumhüllten Herzen einschwärzen wollen. Ich kann mich hier, so reichliche Belege da-

zu unsere Zeit darbietet, nicht darauf einlassen, diese beyläufig eingeschobene Behauptung weiter auszuführen; aber das ist meine Ueberzeugung, daß solche Prediger und Schriftsteller denjenigen in die Hände arbeiten, welche eine neue Verfinsterung in Teutschland herbeyzuführen streben, damit ihre Sonne desto strahlender aufgehen möge. Nicht ohne tiefe Schaam nenne ich hier einen Württemberger, welcher, in einer altprotestantischen Stadt geboren, in dem protestantischen Stifte zu Tübingen zum protestantischen Prediger gebildet, nach veränderter Laufbahn, als Diener einer protestantischen Regierung der erste neue Lobredner der mit dem Fluche der Welt belasteten und ausgestossenen Jesuiten in Teutschland geworden ist. Er nennt sich Rehfues, und ist seit einiger Zeit Commissair der preußischen Regierung an ihrer Universität Bonn *). Dieser hat, als damaliger königl. preußischer Kreis-Direktor, bey Gelegenheit der königlichen Geburtsfeyer im J. 1814 ein Sendschreiben an die geistlichen und weltlichen Behörden des Kreises erlassen, worin er unter Anderem sagt: „Sie (die Geistlichen) werden die guten Bewohner dieser Gegenden zuerst über ihre religiöse Meinung beruhigen, und ihnen den Thron, um welchen wir uns vielleicht

*) Anm. Vergl. weiter unten.

bald versammeln werden, als eine der letzten Stützen eines geistlichen Ordens zeigen, dessen Aufhebung weniger durch seinen oft gemißbrauchten Einfluß, als durch die Gier nach den Reichthümern veranlaßt wurde, welche die Thätigkeit seiner Mitglieder, und die andächtige Freigebigkeit wohlmeinender Christen in dem Laufe der Zeit gesammelt hatte." Und weiter unten: „Sie werden dieses (eiserne) Kreuz als das Zeichen des Kampfs erkennen, der für die Befreyung des Statthalters Christi, wie für die Befreyung der Völker aller Kirchen gekämpft worden ist".

Was ich aber von dem Wahne derjenigen gesagt habe, die in der Reformation den Hauptgrund des ihnen mißfälligen Zustandes erkennen und von der Zerstörung dieses Gotteswerks den Anfang unserer Genesung erwarten, das läßt sich mit manchen halb- und ganz-lauten Aeusserungen belegen. Lassen Sie mich hier nur etliche Stellen aus einem Sendschreiben Adam Müllers *) an Carl Ludwig v. Haller, welcher eine Restauration der Staatswissenschaft herausgegeben hat, zum Beweise anführen.

Nachdem er dem Verfasser der Restauration dazu

*) Anm. Deutsche Staatsanzeigen von A. Müller, 2 Bd. 8 Heft.

Glück gewünscht hat, daß das Stillschweigen über sein tugendhaftes Buch fortdaure, daß es mit jener bedeutungsvollen Geräuschlosigkeit in die Welt eingehe, als mit welcher alle großen und nachhaltigen Dinge bey ihrer ersten Erscheinung von dem jedesmaligen Zeitgeiste beehrt würden, fügt er weiter hinzu, es habe sich ihm der Wunsch aufgedrungen, daß auf jeder hohen Schule in Teutschland eine eigene Kanzel für dieses Werk errichtet würde. Wir bedürfen „sagt er weiter" der herrschenden Doktrinen und der hervorragenden Autoritäten, um den Friedensschlüssen von Paris und Wien ihre wahre Exekution zu geben." Unendliche Lobsprüche erhält der edle Schweizer darüber, daß er das System der Liberalität, das revolutionäre Staatsrecht völlig und für immer zerstört habe. Dennoch kommt er nicht ganz ohne Tadel weg. „Das ist nur die Klage über Sie, verehrter Herr, daß Sie die falschen Gefühle und Gedanken der Liberalität mit der Wurzel aus unsern Herzen reissen, daß Sie allen Glauben an die Gerüste konstitutioneller Liberalität, womit wir uns in Frankreich, England und Teutschland im bedrängten praktischen Leben einstweilen noch fortschmeicheln, so gründlich ausrotten, dagegen, ungeachtet der durch die heilige Allianz empfangenen Befugniß, dasjenige Positive, welches an die leergewordene Stelle zu treten habe,

nur dunkel andeuten, und nicht mit Ihrer gewöhnlichen Präcision ausdrücken wollen. Einem Kenner der Geschichte, wie Ihnen, konnte in einer so tiefsinnigen Untersuchung ein Hauptumstand unmöglich entgehen, der auf die rechtlichen, ökonomischen und sittlichen Verhältnisse unsrer Zeit ein volles befriedigendes Licht wirft; nämlich: daß das ganze Rechtsgebäude der Liberalität, welches unter Ihren Händen in sein Nichts zergeht, selbst nichts mehr oder weniger, als ein Surrogat, des entweichenden Christenthums war. — — Meinen unerschütterlichen Ueberzeugungen nach haben alle Irrthümer und Drangsale unsrer Zeit, also auch die liberalen Rechtstheorieen mit ihren fürchterlichen Folgen, ihren wahren und letzten Grund in religiösen Zwiespalten und Verirrungen, aus der einfachen Ursache, weil die Wurzel des menschlichen Daseyns in der Religion ruht, und nur von dort aus zu veredeln oder zu vergiften ist. Das neue Recht, die Chimäre eines künstlich bürgerlichen, von der Vernunft ohne Hülfe der göttlichen Gesetze aufgerichteten Zustandes, die *Lehre von den Rechten der Volkshaufen*, ist nicht wie Ew. Hochwohlgebohren behaupten, zwey, sondern drey Jahrhunderte alt; genau so alt, *als die Zerspaltung der Christenheit*, als die Vorstellung von einem mechanischen Gleichgewicht der europäischen

Staaten, und von der unbedingten Einheit der einzelnen Staaten. Grotius, Hobbes und deren Nachfolger sind nicht etwa die willkührlichen Erfinder dieser Lehre, sondern sie fanden sie in dem Gesamtzustande von Europa seit einem ganzen Jahrhundert konsolidirt, und zum Niederschreiben fertig aufgerichtet vor. Die Hypothese von dem künstlichen *) Ursprunge der Staaten (auf welcher das ganze Rechtssystem der Liberalität gebaut ist) war natürlich und unvermeidlich, nachdem man dem Unsichtbaren und Unhandgreiflichen, d. h. der in Gott ruhenden Vergangenheit, und Gott selbst, wie jeder geistlichen Autorität, abgeschworen hatte, und ausser der sinnlichen Gegenwart nichts Bindendes weiter anerkannte — nachdem die unbedingte Souverainität des Privatwillens und der Privatvernunft einmal feyerlich anerkannt, und das gesammte öffentliche Leben für ein untergeordnetes Mittel zur Förderung des Privatlebens der gerade anwesenden und vorfindlichen Volkshaufen erklärt worden war."

„Nicht die Hypothese von dem künstlichen Ursprung der Staaten," heißt es ferner in diesem Briefe, „sondern die unmoralische und hoffärtige Gesinnung, welche

*) Anm. d. Herausg.: vertragsmässigen.

„diese Hypothese erzwang, ist das eigentliche πρωτον ψευδος des revolutionnären Systems. So lange die Idee der Einen und untheilbaren Christenheit bestand, konnte der kleine Besitz neben dem großen, das Partikular-Recht neben dem Fürsten-Rechte sehr wohl bestehen.

Durch solche und viele ähnliche Gedanken kommt der große Staatsmann endlich auf den unwiderleglichen Schluß: „unmöglich können Ew. Hochwohlgeboren eine Restauration der Staatswissenschaft (wie der Titel Ihres Werks besagt) anders, als vermittelst der Wiederherstellung und Reinigung der christlichen Kirche im Sinne haben. Wenn man Ihr großartiges Werk betrachtet, so scheint es, daß Ihrem Geiste nie und nirgends etwas Halbes genügen könne. Nachdem Sie das Recht des Stärkeren im ganzen physischen und moralischen Sinne des Wortes als die einzig mögliche Ordnung Gottes vindizirt, nachdem sie die Unzertrennlichkeit des Rechtsstaates von dem Naturstaate, die Einheit und unbedingte Uebereinstimmung der positiven Gesetze mit den Naturgesetzen unwiderleglich erwiesen haben, kann es Ihnen unmöglich verborgen geblieben seyn, daß die nichts destoweniger seit mehreren Jahrhunderten stattgefundene Trennung der positiven Gesetze von dem vermeintlichen natürlichen Rechte, und die Mißbräuche der ersteren neben den revolutionären Einbrüchen der

letzteren, nur in einer so großen Thatsache, als der Kirchentrennung, welche das Band zwischen dem Leib und der Seele unsrer Staaten zerschnitt, ihren Grund haben konnten."

Welche Verachtung der menschlichen Gesellschaft, welche Ansicht von den Volkshaufen in solchen und ähnlichen Darstellungen ausgesprochen sey, brauche ich nicht auseinander zu setzen. Die Ausdrücke sprechen von selbst. Sie führen mich aber auf einen dem bisherigen sehr verwandten, in unsern Tagen oft gehörten, Ausspruch.

Schnell ist das harte Wort ausgesprochen: ihr seyd nicht reif zur Verfassung! oder: ihr seyd nicht reif zu einer bessern Verfassung! Wo Menschen sind, da sind sie zu einer Verfassung reif; denn was ist sie anders, als eine Anstalt zur Sicherung der Menschenrechte? Ihr kramet hurtig eure geographische und historische Gelehrsamkeit aus, und kommet mit ganzen Welttheilen herangezogen, wo der Despotismus durch seine unverwüstliche Dauer als nothwendig erscheine. Nichts weniger, als das! Asien und Afrika zeigen weiter nichts, als die Unentbehrlichkeit eines Regenten, die Nichtanwendbarkeit einer Adels- oder Volks-Herrschaft. Die Beobachtung geheiligten Herkommens, welches dort die Stelle der förmlichen Gesetze großentheils vertritt, und den Herrscher in man-

chem Staate wie den niedersten Bürger gebunden hat und noch bindet, zeigt im Gegentheile die Empfänglichkeit jener Völker für eine Verfassung. Und wenn ich auch den Einfluß des Himmelstriches, des Bodens, der althergebrachten Sitte, der religiösen Meinungen in beyden Welttheilen als günstig für die unumschränkte Herrschaft annehmen, und deßwegen zugeben wollte, daß die Einwohner jener Länder nie des Grades von Freyheit fähig seyen, wie Griechen, Römer, Holländer, Schweizer in der guten Zeit sie genossen: so muß ich dagegen von jedem Volke, welches vernünftig-religiöse Begriffe von der Menschen-Bestimmung hat, unwiderruflich behaupten, daß es zur Verfassung vollkommen reif sey.

Was heißt denn reif zur Verfassung seyn? Heißt es etwa: ein Volk von Staatsmännern seyn, wo der Bauer spricht wie ein Burke oder Pitt? Oder heißt es nicht vielmehr: Gesetze begreifen und befolgen, Rechte erkennen, schätzen und wahren können? Wem man zutraut, daß er sich als geistiges Glied einer unendlichen Kette von Wesen betrachten lerne, — und das lehrt ja unsre Religion — dem wird man doch zutrauen, daß er sich als Bürger denken könne? Wem die erhabenen, auf den Kanzeln aller Konfessionen gepredigten Begriffe vom Werthe des Menschen nicht zu hoch sind, der sollte nicht fassen

können, daß er als Glied des Staates Rechte und Pflichten zu wahren und zu befolgen habe? daß der Staat in keiner andern Absicht gestiftet sey, als um die reinsten und höchsten Zwecke des menschlichen Daseyns durch vereinigte Kraft leichter und schneller zu erreichen?

Niemals habe ich in des übrigens ehrwürdigen Arndts Vergötterung des Volks einstimmen können. Der edle, hochherzige Teutsche, welchem unsre Hochachtung für das Fremde ein Gräuel war, wollte durch eine in der That poetische Ansicht unsrer Eigenthümlichkeit, unser schwaches Selbstgefühl stärken und erheben. Er hat es nicht bewürkt, gerade durch die wohlgemeynte Uebertreibung. Hätte er aber als Keim gezeigt, was er uns als erstarkten Baum vorstellen wollte, so hätte er Recht gehabt. So wie der Einzelne, so ist das Volk unendlicher Ausbildung fähig. Reiht man an die vorhandene religiöse Bildung, besonders an die vorhandenen Begriffe vom Werth und der Bestimmung des Menschen, Gesetz und Rechte an, so findet man das Volk reif zur Verfassung. Wenn aber das Volk die Ausdrücke der Kanzleyen, oder der ganz vergeistigten Gelehrten nicht versteht, welche eine Verfassung mit selbstgefälligem Geschrey hinaussenden, so beweist das nichts anders, als daß die Verfassung schlecht verfaßt sey. Die wichtig-

sten Wahrheiten, über welche kein Gelehrter je hinaus gekommen ist, und ebenso die wichtigsten Rechte und Pflichten sind einfach, wie die Sprache der Kinder, und können auch in derselben vollkommen ausgedrückt werden. Moses war ein gelehrter Mann, und gab seinem Volke auch eine Verfassung, die es bis dahin nicht gehabt hatte. Dennoch finde ich nirgends, daß ein Israelite über Unverständlichkeit geklagt hätte.

Den ganzen Zusammenhang der Verfassung wird der gewöhnliche Bürger und Landmann nicht verstehen. Aber das braucht er auch nicht. Er wird immer das Ganze nach den Würkungen desselben auf seinen kleinen, engen Kreis beurtheilen. Aber eine Verfassung, welche nicht leere Form oder Heiligung des Unrechts ist, wird auch ihre Wohlthaten dem kleinen Kreise fühlbar machen, gleichwie an der gewaltigen Eiche nicht nur Stamm und Aeste, sondern alle einzelnen Zweiglein und Blätter bis in die innersten Fasern die lebenverbreitende Wärme der Sonne empfinden. Was der Bürger für die Verfassung und an der Verfassung zu thun hat, kann er auch nirgends, als in seiner Stadt, oder in seinem Dorfe, anbringen. Stellt die Verfassung der Gemeinde, welcher er angehört, ein gutes, verjüngtes Bild von der Staatsverfassung dar, so begreift er durch die nützlichen Würkungen im Kleinen die Nützlichkeit des ganzen

Großen, und lernt an den Früchten seiner Bemühungen und Opfer für die Gemeinde die Nothwendigkeit der sogenannten Staatslasten erkennen. Darum hat mich bey der Wiederherstellung der Verfassung in Würtemberg besonders die Sorge gefreut, welche der Gemeindeverfassung gewidmet worden ist. Gehörig ausgebildet bürgt sie dafür, daß das ganze Volk nach und nach den lebhaftesten Antheil an der Staatsverfassung nehmen, ja daß diese in das Leben des Volks selbst übergehen wird. Hiedurch erfüllt eine gewissenhafte Regierung ihre Pflicht, den Sinn für Verfassung, wo er nicht ist, zu wecken. Denn Allen, welche von der Unreifheit zur Verfassung sprechen, möchte ich wohl das zurufen: Ist euer Volk nicht reif, so macht es reif! Ihr könnet es, sobald ihr redlich wollet; und ihr thut damit weiter nichts, als eure offenbare Pflicht.

In dieser Welt war es immer so, und wird auch so bleiben, daß jedes Institut durch lange Dauer von seinem ursprünglichen Zwecke sich entfernt, und wohl gar eine schädliche oder feindselige Stellung gegen diejenigen annimmt, zu deren Dienst und Nutzen es ursprünglich bestimmt war. Ist es mit der göttlichen Religion so ergangen, so können wir uns nicht beklagen, daß menschlichen Einrichtungen das Gleiche widerfährt. Darum können menschliche Ver-

fügungen nie anders, als für die Dauer der Umstände gemacht werden; eben darum erscheint so oft die ängstliche Festhaltung des Alten als Mangel an Verstand. Eine weitere unumstößliche Erfahrung ist, daß, wenn ein altes Institut jene schädliche oder feindselige Stellung gegen seinen Zweck angenommen hat, endlich die Menschen wieder sich besinnen und fragen: wozu es denn eigentlich da sey? ob es Zweck an sich, oder Mittel zu einem Zwecke sey? Diejenigen aber, welchen als Gliedern eines solchen Instituts an seiner Erhaltung Alles liegt, wollen keine Aenderung gestatten, besonders dann nicht, wenn sie treu ihrer Pflicht sich von persönlichem Mißbrauche rein wissen, und für sich selbst nichts dazu beygetragen haben, daß es von seinem ursprünglichen Zwecke sich entfernte; noch heftigere Gegner sind aber die, welche aus behaglicher Amtsruhe in gespannte Thätigkeit, aus der süßen Lust des Befehlens in den Kampf des Berathens versetzt zu werden fürchten. Es ist immer, wie ich vorhin zu zeigen versucht habe, die menschliche Schwachheit und Leidenschaft, welche gegen das Gebot der Umstände ankämpft und gerade durch den Erfolg ihres Kampfes dieselben verschlimmert, ja, wie die Geschichte beweist, unheilbares Verderben bereitet.

Uns, die wir in dreyßig Jahren eine Masse von

Erfahrungen auf uns zuströmen sahen, wie sie manches Jahrhundert der früheren Geschichte nicht aufweist, ziemt es nicht, in kindischen Träumen von einer besseren Zukunft ohne eigenes Zuthun hinzudämmern. Die Forderungen der Zeit sind ernst, aber dringend und laut; sie sind in den wenigen Worten enthalten, womit der unsterbliche Johannes Müller seine Weltgeschichte beschlossen hat: „Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet! Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte!“

Die Abweichung von dieser Mäßigung und Ordnung, der überwiegende Einfluß menschlicher Leidenschaft und sinnlicher Begierde auf den Staat ist unsere Krankheit. Diese Abweichung erkennen Alle an: ein Jeder aber erkennt sie an Andern, keiner an sich; und an Aerzten und Quacksalbern, welche mit Latwergen und Messern angezogen kommen, fehlt es nicht. Die Namen, welche sie dem Uebel geben, sind erschrecklich, und jeder weiß eine neue Species von Krankheit zu finden.

Ob ich mit dieser Meynung mich täusche, weiß ich nicht. Aber mir kommt es vor, als spräche das teutsche Vaterland zu uns:

Kehret euch wieder zu mir, meine Söhne! er-

kennet mich, eure Mutter! Ihr jaget, von andern verführt, nach Dingen, welche den teutschen Namen entehren. Ihr gebt eure angeborne, innere Freyheit unter das Joch fremder Gelüste. Ihr wendet euch zur Nachahmung des Ausländers stolz hinweg von dem eigenen Mitbürger. Die Fremden wollet ihr zu Freunden, die Bürger zu Dienern haben. Ihr meine älteren, begünstigten Söhne, gedenket des mit allen andern gemeinschaftlichen Ursprungs! Ich habe euch zu Hütern und Vätern meiner unmündigen Kinder bestellt. Es ist ein gemeinschaftliches Erbe, das ihr zu verwalten habt. Hochgeehrt vor allem Volke sey immer der Fürst des Landes! Geehrt sollt auch ihr seyn, die ihr ehrenvolle Mühen zum Beßten eurer Brüder übernehmet. Geehrt sollt ihr seyn, und nach Würdigkeit belohnt, damit keine bittere Sorge die Freudigkeit zum mühsamen Geschäfte unterbreche. Versorgt soll seyn euer Greisenalter: versorgt eure Wittwen, eure Waisen. Das Verdienst steige von einer Stuffe zur andern; und jegliche Aufmunterung zu schöner Thätigkeit werde euch zu Theil!

Aber vergesset nie, daß es kein angebornes und kein von Aussen gegebenes, sondern nur ein solches Verdienst gibt, das von eurem Innern ausgeht. Sträubet euch nicht mit eitler Selbsttäuschung gegen eine so alte Wahrheit. Bedenket und fürchtet die

Sünde, von dem Erbtheil eurer Brüder, von dem Erwerbe ihres Schweisses einen Sold für eiteln Müssiggang und faules Sinnenleben zu suchen und einzunehmen. Zur Ehre des Staats, dem ihr dienet, zu eurer Ehre trägt auch ein sardanapalisches Leben nichts bey. Sorget, daß nicht ein solches Leben ein Hohn der Armuth eurer Brüder sey.

Auch ihr seyd unmündig gewesen, und jetzt gereift. Eure Brüder werden nicht immer unmündig seyn. Die Einen sind herangewachsen zum selbstständigen Leben, die Andern im frischen Wachsthum zu fördern ist eure Pflicht. Ihr alle aber seyd Menschen, ihr alle bleibet Menschen. Ihr selbst müßet, wenn ihr mit Ernst das Gute wollet, euch ein festes Ziel setzen, damit ihr, wenn ihr menschlich irret, menschlich fehlet, vor Versündigung an euren Brüdern bewahrt bleibet. Ihr selbst müßet wünschen, um euer, um Anderer, um des Ganzen willen, daß durch Verfassung und Rechte ihr beschränkt, die Andern gesichert werden. Wahrlich! weit genug hinweg von der Bahn des Rechtes und des Glückes ist das teutsche Volk gekommen; weit genug, um tief und schmerzlich zu fühlen, daß beydes nur auf derselben Bahn zu erreichen ist. Sind eure Rechte, ist eure Gewalt bisher zu ausgedehnt gewesen, so meynet nicht, daß es auch künftig so seyn müße, weil es seit zwey Jahrhunderten so war

Wenn vom Alter der Rechte die Rede ist, so werdet ihr kein älteres finden, als das Menschenrecht. Wenn von den Rechten meiner teutschen Söhne die Rede ist, so bedenket, aus welch' männlicher Freyheit sie in die Beschränkung durch eure Gewalt nach und nach herabgestiegen sind. Wenn von der Nothwendigkeit der Einheit im Staate, wenn von den nothwendigen Rechten der vollziehenden Gewalt, wenn von der nie anzutastenden noch zu schmälernden Fürstenwürde die Rede ist, so wisset, daß eine Verfassung die letztere erhebt, die den Einzelnen verliehene Gewalt heiligt, und die einzig wahre Einheit, die des Fürsten und des Volkes hervorbringt. Wenn ihr für eure heilsamen Wünsche Hindernisse fürchtet, so bedenket, daß die Verfassung nur dem Uebermaße und der falschen Richtung Schranken setzt, während sie dem guten Streben unendlichen Spielraum darbietet.

Ihr, die ihr so weit es in menschlicher Macht steht, für die Zukunft eures Staates sorgen sollet, bedenket den unendlichen Wechsel menschlicher Umstände, menschlicher Launen und Ansichten! Freuet euch eines Mittels, welches in dem wilden Drängen und Treiben des Menschenlebens immer einen festen Mittelpunkt sichert, und welches euer und eurer Enkel Streben veredelt, indem es dasselbe zähmt und ord-

net. Der Mensch soll nie seinen Grundsätzen, seinem guten Willen unbedingt vertrauen: wer sich selbst liebt, muß eine heilsame Beschränkung suchen; denn die Wünsche und Bestrebungen des sinnlichen Menschen gehen ins Ungemessene, Ungeheure, Unerlaubte. Und wollte ich euch auch vertrauen, und meiner jüngern Kinder Schicksal unbedingt in eure Hände geben, so könnte ich ja für die Zukunft es doch nicht thun. Ihr selbst möget das Gute wollen; aber wer bürgt für die, welche in eure Stelle eintreten? Habt ihr nicht gelesen, daß auf Titus ein Domitianus gefolgt ist?

Eine rechte Verfassung, und die wirkliche, redliche Ausübung einer rechten Verfassung wird vielen unter euch wehe thun. Es wird von Einschränkungen, Entbehrungen die Rede seyn. Gewohnheiten abzulegen, ist niemals angenehm. Aber ließet ihr euch nicht auch einen Finger oder gar einen Arm abschneiden, wenn dadurch allein der ganze Körper von einem fressenden Uebel gerettet werden könnte? Gerade eure Gewohnheiten sind das fressende Uebel. Eine gewisse Lüsternheit hat euer ganzes Wesen durchdrungen, welche euch jederzeit zum Genusse, selten zur Arbeit aufgelegt seyn läßt. Selbst eure Freuden haben dadurch sich von der natürlichen Einfachheit entfernt. Eure Sinnlichkeit, die sich von der Mannigfaltigkeit allein

befriedigt fühlt, hat euch weit, sehr weit von der Natur hinweggeführt. Das Leben in euren Städten ist davon der deutlichste Beweis.

Was nützt es, wenn ihr dem Volke nur den Namen einer Verfassung gebt, um die bisherigen Mißbräuche zu heiligen, und so sie noch eine Zeitlang dauern lassen zu können? Was nützt es, wenn ihr bey der Volksvertretung schlau für solche Vertreter zu sorgen suchet, welche euch nicht die Wahrheit sagen, oder welche falschen Anordnungen mit gewissenloser Willfährigkeit entgegenkommen? Was nützt das Verbergen von Umständen, welche, wenn es auch heute noch gelingt, doch Morgen gewiß, und durch die Dauer verschlimmert, an den Tag kommen müßen? Was nützt es, sich selbst und andern mit dem Wahne von Einkünften und von wirklichem Besitz noch einige Augenblicke zu schmeicheln, wenn man die Stunde berechnen kann, wo wir uns als zahlungsunfähig werden bekennen müßen? Wohl euch, wenn eure, wenn meine Rettung nur mit dem Verluste erträumter Bedürfnisse erkauft werden kann! Und jetzt kann sie noch damit erkauft werden.

Vieles könnte man hinzufügen, was das Vaterland von seinen Söhnen fordert. Wenn man es mit Einem Worte bezeichnen wollte, so wäre es gewiß dieselbe Selbstbeschränkung, welche auch im gewöhnlichen

Leben die nothwendigste Tugend ist. Diese Selbstbeschränkung darf aber keineswegs ein bloses Geschenk, sie darf keine Gnade seyn, welche man halb oder ganz geben, welche man geben und nehmen kann; sondern sie muß sich als Anerkennung der Pflicht, als Achtung unumstößlicher Rechte darstellen. Weil aber diejenigen, in deren Händen die Gewalt ist, von der Gelegenheit selbst immer wieder zum Mißbrauche derselben werden hingerissen werden; weil sie als Menschen unter andern Beweggründen eines pflichtmäßigen Betragens auch den der Furcht und der Schaam nie werden entbehren können; weil den Fürsten namentlich Alles daran liegen muß, zu erfahren, welche Würkung ihre Befehle und Anordnungen im Volke hervorbringen, das denn doch nicht leicht in unmittelbare Berührung mit ihnen kommt; weil das Volk bestimmt ist, durch das Mittel des Staatsverbandes dem Zwecke des menschlichen Daseyns näher zu rücken, und, um als Glied des Staates im Staate zu leben, frey muß denken, reden, schreiben und lesen dürfen; weil diejenigen, gegen deren Irrthümer und Mißbräuche das Volk eine Schutzwehr haben muß, nicht das Recht haben, diese Schutzwehr einzureissen; weil endlich der Mensch dem Menschen die freye Rede und freye Schrift nicht versagen darf: darum bedürfen wir vor allem der freyen Presse.

Gönnen Sie mir nur noch einige Minuten zu einer kurzen Parallele, welche ich hier wiederum aus dem Alterthum, der einzigen Schatzkammer alles meines Wissens anbringen möchte.

Unter der Regierung des hartherzigen und arglistigen Tiberius und seines noch bösartigeren Ministers Sejanus, forderte man, wie Tacitus erzählt, den angesehenen Geschichtschreiber Cremutius Cordus vor Gericht, wegen einer neuen, bis dahin nie gehörten Anklage, daß er in seinen Jahrbüchern (die Mörder Cäsars), den Markus Brutus gelobt, und den Cajus Cassius den letzten Römer genannt habe. Seine Ankläger waren Satrius Sekundus und Pinarius Natta, Sejans Schützlinge: das war des Angeklagten Verderben, wie auch der grimme Blick, womit der finstre Herrscher seine Vertheidigung anhörte, welche Cremutius, zum Voraus gewiß, sein Leben lassen zu müßen, folgendermaßen begann: Worte sind es, worüber ich angeklagt bin: so schuldlos sind meine Handlungen. Aber auch sie sind nicht gegen den Kaiser, oder seinen Vater gerichtet, auf welche das Majestätsgesetz sich bezieht. Den Brutus und Kassius soll ich gelobt haben. Es sind Männer, deren Thaten von Vielen beschrieben, und die von Keinem anders, als mit Verehrung genannt worden sind. Titus Livius, einer der ersten Schriftsteller in

Beredtsamkeit und Wahrheit erhob den Pompejus so sehr, daß ihn Augustus einen Pompejaner nannte, und in ihre Freundschaft brachte das keine Irrung. Einen Scipio, einen Afranius, ja ebenden Cassius, eben diesen Brutus, nennt er nirgends Meuchelmörder und Staatsverräther, wie man sie jetzt gewöhnlich bezeichnet, sondern oft als ausgezeichnete Männer. Asinius Pollio's Schriften erwähnen der beyden Männer ebenfalls aufs Ehrenvollste. Messala Corvinus rühmte sich, den Cassius zum Feldherrn gehabt zu haben; und beyde Schriftsteller blieben darum doch unangetastet im Genusse ihres Vermögens und ihrer Würden. Und was gab Cäsar auf die Schrift von M. Cicero, worin dieser den Cato bis zum Himmel erhob, zur Antwort Anderes, als eine dagegen geschriebene Rede, wie wenn es vor Gericht wäre? Die Briefe des Antonius, die Reden des Brutus enthalten zwar falsche, aber äusserst bittere Ansfälle gegen Augustus. Die Gedichte eines Bibakulus, eines Catullus, angefüllt mit Schmähungen auf die Cäsar'n, lies't man noch heute. Aber sie selbst, der verewigte Julius und Augustus, duldeten solche Dinge und ließen sie bestehen, und ich weiß nicht, ob mehr aus Mäßiguug oder aus Klugheit. Denn was man verachtet, wird vergessen; getroffen erscheint, wer sich beleidigt zeigt. Ich will nichts sagen von

den griechischen Schriftstellern, deren Freymüthigkeit, ja deren Frechheit völlig ungestraft bleibt; oder denen man, wenn je etwas geahndet wird, auf Worte wieder mit Worten erwiedert. Aber das war bisher eine völlig ungefährdete Freyheit, von Menschen zu reden, welche der Tod den Würkungen des Hasses, wie der Gunst entzogen hatte. Stehen denn etwa Cassius und Brutus noch unter den Waffen in den Ebenen von Philippi, daß ich im Bunde mit ihnen die Völker durch meine Reden zum Bürgerkriege entflammen könnte? Oder dürfen diese Männer, sonst seit beynahe siebzig Jahren todt, wie sie in ihren öffentlich aufgestellten, selbst vom Sieger verschonten Bildsäulen erkannt werden, dürfen sie nicht auch ein Denkmal in dem Werke eines Geschichtschreibers einnehmen? Einem jeglichen theilt die Nachwelt seine verdiente Ehre zu; und wenn über mich das Todesurtheil herbricht, so werden sich Männer finden, die nicht nur des Cassius und Brutus, sondern die auch Meiner gedenken.

Hierauf gieng er aus dem Senat, entschlossen, sein Leben durch Hunger zu endigen. Er ließ sich auf sein Zimmer das Essen bringen, welches er zum größten Theile aus dem Fenster warf, damit sein Vorhaben nicht zur Unzeit bekannt würde. So machte er es den zweyten, so den dritten Tag. Am

vierten verrieth ihn seine Schwäche. In der Stadt frohlockte Alles über die Standhaftigkeit des Mannes und über die den Anklägern verdorbene Freude. Diese aber, von Sejanus angetrieben, wandten sich an die Konsuln, besorgt, daß das Opfer ihnen entrinne. Während man berathschlagte, was zu thun sey, hatte sich Cordus bereits entfesselt. Seine Schriften wurden, vermöge eines Senatsbeschlusses, durch die Aedilen verbrannt; aber sie erhielten sich dennoch, und wurden insgeheim in Abschriften verbreitet. Desto mehr, setzt Tacitus hinzu, möchte man lachen über die Thorheit der Menschen, welche sich bereden, durch die Tyranney, welche sie über die Gegenwart ausüben, auch die Stimme der Nachwelt ersticken zu können. Denn gerade unter der Verfolgung des Schriftstellers greift sein Ansehen weiter um sich, und auswärtige Könige, oder wer sonst noch diese Grausamkeit sich erlaubte, haben dadurch sich selbst nur Schande und den Verfolgten Ruhm erworben.

Diese ganze Erzählung, besonders aber der Schluß enthält nach meiner Ueberzeugung wahrhaft goldene Worte, welche zu allen Zeiten, besonders aber in der unsrigen auf allen Straßen, und in allen Salons gepredigt werden sollten. Gönnen Sie mir noch eine kurze Aufmerksamkeit für meine Anwendung dieses Textes auf gewisse Sätze, welche man von au-

gendienerischen Schriftstellern und in öffentlichen Blättern hie und da aufgestellt findet.

Die Frechheit der Zeitungsschreiber und Schriftsteller, sagt man, überschreite alle Grenzen; keine Hoheit unter Menschen, nichts Heiliges werde mehr geschont; die weisesten und wohlwollendsten Anstalten der Regierungen werden aufs Unverschämteste herabgesetzt, ins Dunkle gestellt; kein guter Name sey mehr sicher: denn schon um gelesen zu werden, müsse ein Blatt, oder eine Schrift, nach der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther tadelnd und feindselig gegen die Regierung auftreten; und die Bosheit wisse immer ihre Worte so zu stellen, daß sie ihren teuflischen Zweck erreiche, ohne daß man ihr mit Gesetz und Recht zu Leibe gehen könne; während ohnedieß auch Widerlegung und Strafe des Schriftstellers den bösen Eindruck, den seine Verläumdung bey Unzähligen gemacht habe, nicht mehr vertilgen könne. Bey dem aufgeregten Zustande dieser Zeit sey es Pflicht der Machthaber, alles Entzündende zu entfernen. Darum keine Preßfreyheit, sondern Censur, welche man aber mit aller Liberalität ausüben wolle.

Wer entflammt denn, möchte ich so besorgte Personen mit Cremutius Cordus fragen, wer entflammt denn zum Bürgerkriege? Bietet man etwa auf, sammelt man Heere, um die Fürsten zu entthronen?

Geht überhaupt das Streben der verdammten Schriftsteller und Zeitungsschreiber auf Vernichtung der Regierungsgewalt? wollen sie wirkliche Anarchie? oder nicht vielmehr Aufhebung der Anarchie? wollen sie Verwirrung, oder wollen sie Einfachheit und Ordnung? Hat Görres — denn der ist doch wohl der verpönteste — zur Gewalt gerathen? hat er nicht vielmehr gezeigt, wie Gewalt der Räthe und Diener dem Fürsten sammt seinem Volke Verderben drohe?

Ich kenne unter den neuern Schriftstellern nur Einen, den Verfasser von Welt und Zeit, welcher neben einer Menge der treffendsten und scharfsinnigsten Bemerkungen den seltsamen Gedanken einer teutschen Republik ausgesprochen hat; was gewiß durch den Charakter unseres Volks ein völlig unschädlicher Ausspruch ist. Sonst aber erinnere ich mich auch in der freyesten Zeit keine politische Schrift gesehen zu haben, welche nicht für das Bestehen der Throne mit aller ihnen gebührenden Hoheit gewesen wäre. Ueberhaupt möchte ich bey dem Geschrey über die Frechheit der Schriftsteller fragen: sind die Riesen nicht Windmühlen? Oder wenn die Frechheit so gar groß ist, so nenne man doch die Einzelnen! Man zeige dem Einzelnen sein Verbrechen, seine Lüge, seine Verdrehung! Man gebe ihn der Verachtung des teutschen Volkes preis, dessen klaren und redlichen Sinn

selbst diejenigen öffentlich anerkennen, welche seine Rede- und Schreib-Freyheit beschränken. In der That! ich weiß nicht, welche Schriftsteller und Zeitungsschreiber eigentlich gemeint sind; denn mit Namen alle zusammen aufgeführt habe ich sie nirgends gefunden: oder wenn der Eine oder der Andre genannt wurde, so waren seine Vergehungen nur im Allgemeiuen angedeutet. Und wenn auch solche Schriftsteller vorhanden sind, so begreife ich nicht, wie ihr Vergehen bewürken kann, daß alle Andre mit gestraft werden? Dem, der mit einer eßbaren oder trinkbaren Waare handelt, und sie verfälscht, kann und muß verboten werden, sie ferner zu bereiten und zu verkaufen. Die Folge davon ist aber gewiß nicht die, daß man das Verkaufen der Waare auch Andern verbietet. Denn was haben diese gethan? oder was hat der Käufer gethan, der gerne essen oder trinken mag?

Die Behauptung, daß das Heiligste und Ehrwürdigste auf Erden von den politischen Schriftstellern vielfach angegriffen worden sey, finde ich unwahr; die daraus gezogene Folgerung, daß deßwegen eine Censur angeordnet werden müße, völlig unrichtig, ja ungerecht. „Der Mann (Napoleon) *) sagt der vor-

*) Anm. Gedruckt nicht 1819 sondern 1814.

hin genannte Rehfues in seiner ersten Rede an das deutsche Volk, welcher die Inquisition zerstört hat, ward auch dieses Ruhms durch Censur-Gesetze verlustig, die im Worte schon alles übertreffen, was in den unduldsamsten Zeiten auf ähnliche Weise zu Rom gegen den Menschenverstand gesündigt wurde, aber in der That, wie er sie handhaben ließ, die schmählichste Furcht vor allem Geist der Untersuchung, die tiefste Verachtung gegen jedes literarische Verdienst, und die wahre Verketzerungssucht ausdrücken. Das alte Recht *) des Menschen, einen edeln Gedanken zum Gemeingut zu machen, ward zu einer blosen Vergünstigung, und die Herausgabe jedes Buchs von der Elbe bis an die Tiber — und bald auch von dem Niemen bis an den Tajo, wenn die Sieger an der Moskwa, bey Vittoria und bey Leipzig nicht die Menschheit gerettet hätten — erforderte erst die Erlaubniß einer Pariser Behörde, und eine Menge von Förmlichkeiten, die allein schon hinlänglich waren, alle literarische Betriebsamkeit zu zerstören. Die Censur eines großen Theils von Europa lag in den Händen weniger Menschen, die aus Geschäftsdrang, aus Unwissenheit und Leichtsinn das Resultat vom ganzen Leben eines Denkers ungelesen verstümmelten."

*) Anm. Was unter Anderm auch ein Recht der Professoren war.

Wenn die Frage aufgestellt wird: wo die Geister sich besser entwickeln werden, bey der Preßfreyheit in Verbindung mit den strengsten Gesetzen gegen lügenhafte und verleumderische Schriftsteller, oder bey der liberalsten Censur? so wird Niemand sich bedenken, zu antworten: bey der Preßfreyheit. Eine Mauer in der Nähe eines Baumes, wenn sie gleich seine Zweige bey weitem nicht berührt, hindert doch durch unsichtbare Gewalt sein Wachsthum und die Ausbreitung seiner Aeste: während die Scheere, zur rechten Zeit und am rechten Orte angewendet, zu seiner Gesundheit und zum Gedeihen seiner Früchte sehr vieles beyträgt. Ich möchte aber, selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, alle jene um das Seelenheil ihrer Nebenmenschen so besorgten Herren, alle Ober- und Unter-Censoren fragen: welche Anstalten denn je gemacht worden seyen, oder gemacht werden, um jene Unzahl von Büchern, welche den zarten Keim jugendlicher Unschuld mit dem süssesten Gifte vergiften, welche die Unsittlichkeit anerkannter Maßen bis in die untersten Stände verbreiten, welche, wenn sie auch sonst keinen Schaden thun, doch die Seelen unsrer Söhne und Töchter in weichliche Träume und schwächendes Hindämmern versenken, in ihrer verderblichen Würksamkeit zu beschränken, oder lieber ganz zu vernichten? Denn das wird mir Nie-

mand leugnen wollen, daß diese Schriften erstens in einem unendlich weiteren Kreise gelesen werden und einwürken; zweytens, daß sie tiefer in die Seele graben, und bleibendere, verderblichere Eindrücke zurücklassen, als politische Schriften und Blätter. Wenn aber das wahr ist, so müssen diejenigen, welche den Saamen des Bösen entfernen wollen, gewiß bey dem bösesten Saamen anfangen. Dieser aber wird ohne Beschränkung ausgestreut.

Wer ein gutes Gewissen, und nichts zu verdekken hat, braucht die Preßfreyheit nicht zu fürchten. Auch der Bessere kann und wird freylich manchmal verleumdet werden; Dinge, die an sich unschuldig, oder durch geheime aber dringende Gründe geboten sind, werden hartherzig hervorgezogen, entblöst, verdreht, übertrieben, gemeine Absichten werden dem besseren Streben untergelegt werden: das Alles sehe ich wohl, und habe es in manchen Fällen bestätigt gefunden; aber das Alles beweist weiter Nichts, als daß auch dieses Gut nach irdischer Weise in der Erscheinung unvollkommen ist: was man weiter daraus schließt, ist durchaus willkührlich; ebenso willkührlich, als wenn man aus den Greueln der Inquisition, aus den Schandthaten und Freveln der Jesuiten die Verwerflichkeit der christlichen Lehre beweisen will. Unter den Händen schlechter Menschen wird Alles

schlecht: wie denn auch das Recht, das bürgerliche, so gut als das Staatsrecht schon oft zu den empörendsten Unthaten gemißbraucht worden ist. Nie wird auch die Preßfreyheit in ihrer Anwendung so rein erscheinen, daß kein Unrecht durch sie verübt wird; wenn sie auf der Einen Seite spornt und aufregt, wird sie auf der Andern hemmen und lähmen; sie wird aufbauen und zerstören, erleuchten und bethören: dennoch ist sie unentbehrlich zum Leben unserer Staaten. *) Immer war es so, daß der Einzelne um eines Gemeingutes willen Manches leiden und opfern mußte: und so mag sich z. B. der wohlgesinnte Beamte, welcher mit Unrecht angegriffen wird, mit der Ueberzeugung trösten, daß auf seinen einzigen Fall wenigstens sechs andre Fälle zu rechnen sind, wo Beamte mit Recht angegriffen werden, deren Sorglosigkeit und Gewissenlosigkeit in manchen Stücken allen Glauben überschreitet: und daß es für die Welt besser ist, wenn er mit Unrecht, als wenn jene sechs nicht angegriffen werden. Ein jeder Freund der Preßfreyheit wird aber nichts mehr wünschen, als daß auf ihren Mißbrauch die strengsten Strafen folgen. Ich selbst bin lebhaft über-

*) Anm. Nulla lex satis commoda omnibus est: id modo quaeritur, si majori parti et in summum prodest.

Cato bey Livius 34, 3.

zeugt, daß unerweisbaren Klagen, Verdrehungen, halben oder ganzen Verleumdungen, wenn sie gedruckt sind, eine weit schwerere Strafe gebührt, als den nur ausgesprochenen oder geschriebenen. Gegen solche Gesetze, wenn eine Regierung sie ihren Ständen vorschlüge, würde nicht nur Niemand sich erheben, sondern Jedermann würde um so lieber ihnen beystimmen, als die Sicherheit für den guten Namen eines Jeden (denn allerdings sind auch Alle bedroht) dadurch befestigt würde. Gegen Verleumdung fehlt es nirgends an Schutz; und die von öffentlichen Blättern Angegriffenen dürfen aus einleuchtenden Gründen nicht fürchten, daß ihnen von Beamten und Gerichten Gerechtigkeit verweigert oder nicht bald genug zu Theile werde. Aber zudem muß es doch wohl ein wankender, unbefestigter und blosgegebener guter Name seyn, den ein Zeitungsblatt auf einmal umkehren kann. Die Regierung, die Kollegien, die Beamten, welche mit Ernst das Gute wollen, können meines Erachtens nicht mit Erfolg angegriffen werden. Einem befestigten Ansehen — was freylich am wenigsten die Würkung äusserer Gewalt ist — schadet kein Spott und kein Hohn. Als Julius Cäsar, *) nach Unterwerfung Galliens, im Triumphe in Rom einzog, riefen seine Soldaten, mit dem bey

*) Suet.

solchen Festzügen erlaubten Muthwillen, neben und vor seinem Wagen durch die Straßen: Bürger! sperrt die Weiber ein! Da kommt ein ehebrecherischer Kahlkopf! und noch viel Anderes, was ich nicht wiederholen mag. Der große, eitle Mann ließ sich besonders gar nicht gerne an seine Kahlheit erinnern, und ohne Zweifel dachte er auf seinem Wagen, sie könnten etwas besseres schreyen und singen; aber er mußte es geschehen lassen, und bald führte er dieselben Krieger, ihm gehorsamer, als je, wiederum von Sieg zu Sieg. Auch über gegründeten Spott erhob ihn seines Geistes Hoheit. *)

*) Anm. Superbiam, verborum praesertim, iracundi oderunt, prudentes irrident, utique, si inferioris adversus superiorem est: capitali poena nemo unquam dignam judicavit. Etiam Deos aliqui verbis ferocioribus increpant, nec ob id quemquam fulmine ictum audivimus. Liv. 45. 23.

Nulli mortalium injuriae suae parvae videntur; multi eas gravius aequo habuere. Sed aliis alia licentia. Qui demissi in obscuro vitam habent, si quid iracundia deliquere, pauci sciunt; fama atque fortuna eorum pares sunt: qui magno imperio praediti in excelso aetatem agunt, eorum facta cuncti mortales novere. Ita in maxima fortuna minima licentia est: neque studere, neque odisse, sed minime irasci decet. Quae apud alios iracundia dicitur, in imperio superbia atque crudelitas adpellatur. Caes. bey Sall. b. Cat. 50.

In solchen Fällen schadet nur die Empfindlichkeit, welche man äussert, nicht der Angriff selbst. Siegt ja doch oft allein schon die freche Stirne des Schuldigen über verdiente Anklagen: warum nicht der freye Blick, die feste Stimme des Unschuldigen über Verleumdung? Es ist gewiß höchst unmännlich, lieber durch äussere Gewalt dem Gegner den Mund zu stopfen, als ihm mit gleichen Waffen entgegenzutreten: da es hingegen ein Geschäft für den wahren Mann ist, dem glattzüngigen, gleissenden Schelmen etwas am Zeuge zu flicken; eine Arbeit, welche von der christlichen Liebe nicht verboten, sondern geboten ist. Denn Toleranz gegen die Schlechten ist Intoleranz gegen die Guten. Es ist wohl schön und gut, in friedsamem Wesen seine Tage hinzubringen; nur nicht da, wo das Gute durch Reibung und Kampf hervorgebracht werden soll. Nur zu oft verbirgt sich Feigheit und Faulheit unter dem Namen der Friedfertigkeit. Ich gestehe Ihnen gerne, daß ich deßwegen vielen friedsamen Christen meinen alten erzheidnischen Cato bey weitem vorziehe, von welchem Livius sagt, daß er durch Vertheidigung, wie durch Anklagen seine Feinde zur Verzweiflung gebracht, und nicht einmal im neunzigsten Jahre aufgehört habe, das Schlechte zu bekämpfen.

Dieses Geschäft, das Unrechte anzugreifen, das

Irrige aufzudecken, welches immer die Sorge der Edelsten, Reinsten und Einsichtsvollsten seyn sollte, haben sich freylich zum Theile solche Männer angemaaßt, welche nur einen geringen oder gar keinen innern Beruf dazu hatten; welche theils ihren Standpunkt nicht erkannten, indem sie ein für allemal das Tadeln als ihre Pflicht ansahen, theils höchst unreife Urtheile in ihre Blätter aufnahmen, und hie und da dem weitverbreiteten Mißbehagen durch Beschuldigung des einen oder des andern Standes als des Urhebers aller Leiden und Drangsale eine eigenthümliche Richtung geben wollten; theils auch sich Angriffe erlaubten, wozu offenbar der Haß gegen Personen, nicht die Liebe zum Vaterlande sie vermochte. Auch diejenigen haben nach meiner Ueberzeugung keinen innern Beruf, die Stimme des Volkes in Schriften sprechen zu lassen, und zugleich auf seine Ansichten einzuwirken, welche an unabwendbaren Uebeln ihre Lanzen zerbrechen, und den der Aenderung fähigen keine Zeit gönnen wollen, sich aufzulösen; ebensowenig diejenigen, welche, um ein gemeines Publikum für sich zu gewinnen, Anstand und gute Sitte verletzen. Wenn aber solche von Innen nicht Berufene aufgetreten sind, so haben sie nur ihre eigene, nicht auch Andrer Unfähigkeit bewiesen. Zudem muß man dem menschlichen Geiste, wenn er irgend eine Freyheit errungen

hat, Zeit lassen, sie recht zu nützen: weil es in unserer Natur liegt, die Freude über ein solches Gut durch einen gewissen hastigen Genuß auszudrücken, welchen man denn doch nicht geradehin Mißbrauch nennen kann. Auch Ständeversammlungen haben ein Beyspiel hievon gegeben. Je mehr sie auf den rechten Punkt kommen, desto mehr finden sie auch den rechten Ton. Je gründlicher die Untersuchungen werden, desto mehr verstummt der ungeberdige vorlaute, Schreyer, und der bescheidene Denker tritt, wiewohl später, doch aber sicherer und heilsamer, an seine Stelle. Auf gleiche Weise haben wir Teutsche die Preßfreyheit noch nicht lange genug besessen, daß man uns die Fähigkeit zum rechten Gebrauche absprechen könnte.

Offenbar erweist man den Zeitungsschreibern und den Verfassern von Flugschriften allzuviele Ehre, wenn man glaubt, sie könnten das Volk endlich bis zur aufrührerischen Erhebung entflammen; dem Volke aber erweist man damit gar wenig Ehre; ja man thut ihm, so wie ich es zu kennen glaube, völlig Unrecht. Lasset das teutsche Volk eine väterliche Regierung empfinden, lasset es den ernstlichen Willen sehen, ihm zu helfen, beschränket eure Forderungen an seine Armuth, sucht ihm zu geben, anstatt ihm zu nehmen: und dann mögen die revolutionären Schriftsteller wie Heuschrecken das Land durchziehen! Die

Wege, auf denen man dem Volke hilft, sind ja nicht so weit; man kann gleich bey der Sache selbst anfangen: ihr stehet nicht so weit von euren Mitbürgern, daß das Licht, welches ihr ihnen senden wollet, erst in Jahrhunderten, oder Jahrtausenden (wie nach der Meinung der Astronomen das Licht einiger Fixsterne auf unsrer Erde) bey ihnen ankäme. Ein ruhiges, besonnenes Volk, wie die Teutschen, ein an das Alte so anhänglicher Menschenstamm, weiß das bestehende Gute zu schätzen, und das Bessere (wir haben es gezeigt, und zeigen es noch) zu erwarten. Ja man kann noch weiter gehen und behaupten: viele andere Dinge, welche durch die Entrüstung, die sie unmittelbar hervorrufen, viel einladender zum Aufruhr sind, als die gesetzloseste Schrift, haben wir schweigend ertragen: empörenden Uebermuth der Auswärtigen und Einheimischen, sardanapalische Verschwendung unsrer Kräfte, das jämmerliche Hinschlachten unsrer edelsten Jugend für frevelhafte Zwecke, Willkührlichkeit, Schändung alter, guter Sitten, Umsturz der Ordnung, welche uns wohlthätig und theuer geworden war. Selbst diese Dinge, welche das innerste Gefühl empören, haben nirgends einen gewaltthätigen Schritt des Volkes veranlaßt, nirgends sein Pflichtgefühl wankend gemacht. Und eine Zeitung, ein fliegendes Blatt sollte das vermögen? Ich kann aber auch hier nicht stehen bleiben. Wirkliche Versuche der Einzelnen, den Geist des Aufruhrs zu verbreiten, sind an dem geduldigen und ausharrenden

Sinne des Volks gescheitert. Und vier oder fünf Jahre vor der Beschränkung der Preßfreiheit erschien manche Schrift voll wahrer und unwahrer Anklagen, voll bittern Spottes und Tadels gegen Regierungen: wie man denn z. B. nirgends eine so wahre und eindringende Darstellung von dem Verfahren einzelner teutscher Fürsten in jener Zeit lesen konnte, als in der von einem preußischen Staatsbeamten geschriebenen Schrift: „Central-Verwaltung der verbündeten Mächte.“ Diese, wie andre Schriften wurden emsig verbreitet, emsig gelesen; in manchen erkannte man fürchterliche, nackte Wahrheit. Dennoch, welchen Arm haben sie bewaffnet? welche Widersetzlichkeit hervorgerufen?

Unaufhaltsam streben die Forderungen der Zeit vorwärts zu dem Punkte, wo sie werden erfüllt werden. Menschenkraft kann nur auf Momente den Lauf des Stroms stören, nicht hemmen. Wahrlich nichts wird so laut von der Geschichte gepredigt. Als die Päbste, nicht zufrieden, Lenker und Väter Europa's zu seyn, (was sie mit Mäßigung lange hätten seyn können) die Geissel und der Schrecken der Fürsten und Völker seyn wollten, damals haben sie, so furchtbar Anfangs auch das Gelingen ihrer Bosheit war, die Felsenblöcke in den Strom zu werfen begonnen, die ihn bis zum wilden Toben anschwellten, in welchem er die Grundpfeiler ihrer Macht eingerissen hat. Jetzt ist eine Masse von Kenntnissen, von Wahrheit und Irrthum durch alles Volk verbreitet

welche Niemand aus den Geistern wieder herausnimmt, und welche immerfort selbstthätig sich verarbeitet und in unendlichen Mittheilungen fortwürkt. Ein grober Irrthum wäre es, dieses leugnen, ein unseliges eitles Beginnen, ihm entgegenarbeiten zu wollen. Menschen, welche die Folgen davon fürchten, können dabey nichts thun, als durch Rede und Schrift an der Verbreitung der Wahrheit arbeiten. Ohne Preßfreyheit, das glaube ich gewiß, erzeugt die Verarbeitung der im Volke bereits vorhandenen Kenntnisse und Ansichten weit verderblichere Irrthümer, als je durch Mißbrauch der Presse verbreitet werden. Es ist hier gewiß nicht anders, als in religiösen Meinungen. Was nützt es, einem Sektirer seine sinnverwirrenden Bücher alle wegzunehmen? Sein Gehirn arbeitet dennoch fort, und ohne neuen bessern Stoff bringt er sicher den schon vorhandenen am Ende als völligen Unsinn hervor. Lieber läßt man ihn lesen, und noch besser sorgt man dafür, daß er etwas Gutes lese. Nimmt man ihm seine Lieblingsschriften mit Gewalt, so findet er hundert Wege, sie wieder von andern Seiten zu bekommen. Er umfaßt das Verbotene mit doppelter Liebe.

So kann man die richtigen und unrichtigen Meinungen über den Staat, welche im Volke verbreitet sind, nicht unglücklicher bekämpfen, als durch äussern Zwang. Dadurch nimmt man dem Bürger den ruhigen Blick, das besonnene Urtheil. Was ihm vorher gleichgültig, was nur Meinung war, die wie-

der vertauscht, abgelegt, vergessen werden konnte, wird nach offenkundigen psychologischen Gesetzen leidenschaftliche Behauptung: die Partie, die Sekte wird gerade dadurch gebildet, daß man den Fluß der Ideen abgräbt, ableitet: in jeder Vertiefung bleibt eine Pfütze stehen.

Des Menschen liebstes und höchstes irdisches Streben wird immer das seyn, sich und Andern diesen Wohnplatz so angenehm als möglich, das Angenehme aber so fest und sicher wie möglich zu machen. Daher der allgemeine Antheil an jeder Erfindung, jeder Wissenschaft, welche aufs Leben angewandt werden kann; daher die Abneigung der Meisten gegen alles Wissen, das unfruchtbar für das Leben erscheint. Daher auch der Antheil, den jetzt der gelehrte Stand an der Einrichtung und den Umständen des bürgerlichen Lebens nimmt. Denn gerade von dort aus, wo jetzt der gelehrte Stand am meisten gehaßt wird, von den höhern und höchsten Ständen aus ist jene Verachtung gegen bloße Schulgelehrsamkeit, wie man sie nannte, hergeflossen, von welcher das die Folge gewesen ist, daß der Gelehrte, um nicht gar zu eulenhaft in der Gesellschaft zu sitzen und behandelt zu werden, nicht mehr auf Eine Wissenschaft allein seine Zeit und seinen Fleiß zu verwenden wagt, sondern auf möglichst vielen Seiten sich umsieht, und zwar gerade da, wo das Wissen dem Leben am nächsten steht. Nichts ist erwiesener, als daß der gegenwärtige Standpunkt der deutschen Ge-

lehrten ein auf diese Art (wenn sie geachtet seyn wollten) erzwungener Zustand ist. Denn früher wollten wenigstens Theologen, Philologen und Mediciner gar nicht, die Philosophen selten, die Juristen mit Maaße in Staatsangelegenheiten mitsprechen. Jetzt, nachdem man sie lange genug gerüttelt, geneckt, aus den Studierstuben hervorgelockt, nachdem sie, wie es sich von selbst versteht, durch das Uebergewicht ihrer allgemeinen Bildung bedeutender erscheinen, als die, welche ausser ihren schönen Kleidern, ihren Tanzschritten, ihren Parfüms, ihren Rossen und Wagen, ihrem Französischen und ihrer Kenntniß menschlicher Verdorbenheit gar Weniges auf den Markt zu bringen wissen: jetzt sollen sie eiligst wieder in ihr Gehäge hineingetrieben werden; und nicht nur nicht mehr herauskommen, sondern auch drinnen ja kein ungebührliches Geschrey erheben.

Das ist gewiß ein unglückliches Land, wo gerade die ausgebildetsten Geister geächtet, verfolgt, an die Kette gelegt werden; wo ein bezahlter Diener, der vom Aufpassen lebt, entscheiden darf, was wahr, nicht wahr, was zu sagen, was zu verschweigen sey: wo es zum einzigen Verdienste wird, selbst nur bis an eine gewisse Gränze zu denken, und andere, Jüngere auch nicht weiter hinaus denken zu lassen; wo das Verdunkeln gelobt, das Zweifeln ein Verbrechen wird. Das ist eine unglückliche Jugend, welche verzagte und augendienerische Lehrer hat; das ist eine Saat zum Verderben des Ganzen, wenn auf hohen und niederen Schulen ängst-

lich berechnet wird, ob ein Wort, ein Satz nicht zündende Funken in junge Seelen werfen könnte. Gelänge es euch, den Sinn für das Allgemeine, die idealen Ansichten von Staat und Menschenglück, den moralischen Rigorismus, den Haß gegen Unterdrückung aus den Gemüthern desjenigen Alters zu vertilgen, welches die inwohnende Kraft durch Wollen, Wünschen und Träumen zeigt, wahrlich ihr würdet über die Folgen selbst erschrecken. Die Natur, welche die Jugend zur Zeit der Gährung bestimmt hat, könnet ihr nicht ändern: wohl euch und uns, wenn es edle, geistige Stoffe sind, welche in diesem glücklichen Alter gähren! wohl dem Staate, wenn die Mittel, ihm zu helfen, den jugendlichen Geist lebhaft beschäftigen! Durch vieles Irren, ohne welches unter Tausenden kaum Einer die rechte Reife erlangt, werden die Jünglinge zur Erkenntniß dessen kommen, wodurch sie allein Weltverbesserer werden können, zur Anerkennung der heiligen Pflicht, mit der Läuterung des eigenen Herzens, mit der Erleuchtung des eigenen Verstandes den Anfang zu machen. Der Anfang der französischen Revolution begeisterte, wie natürlich, vor Allen die Studirenden. Auch in T. vereinigte sich eine, ihren damaligen Gesinnungen nach revolutionäre Gesellschaft, in welcher donnernde Reden allen großen und kleinen Tyrannen (damals wurde keine Ausnahme gestattet) Tod und Vertilgung drohten. Sind das wohl Bösewichte gewesen, die diese Reden hielten? Dachten sie wohl an Gift und

Dolch? Nein! das nicht. Ihre geistige und ihre moralische Kraft übte sich, ihnen wohl unbewußt, an diesen Reden; der Clubb, von aussen nicht gereizt, nicht gestört, beschränkte seine Würksamkeit auf sich selbst; und während er immer noch vorbereitete, was endlich zu thun sey, stiegen dem Laufe der Natur gemäß andre Empfindungen auf; Veränderung der äussern Lage änderte Vieler Ansichten; der Mißbrauch der Freyheit in Frankreich erregte den Abscheu der teutschen Jünglinge; das Ideal, in der Wirklichkeit so entweiht, trat in die Tiefe der Herzen zurück. Aber ohne Einfluß ist die Kraft jener revolutionären Umtriebe, wie man sie jetzt nennen würde, nicht geblieben. Tüchtige Geschäftsmänner, würdige Lehrer der Kirche und der Schule sind aus jener Gesellschaft hervorgegangen, welche den Haß gegen das Gemeine und Niedrige, den Eifer für Wahrheit und Recht bewahrt haben und thätig beweisen. Wenn einmal unsre Jünglinge auf den Universitäten alle so geschniegelt sind, wie junge Attache's; wenn sie einmal nur auf Amt und Brod studiren; wenn sie mit kalter Gediegenheit schon ins Geschäftsleben eintreten: dann wird die selbstische Gemeinheit, die Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl, dann wird Pflichtvergessenheit und Gewissenlosigkeit in unsern Staaten vollends allgemein und allverderblich werden. Das sind Feinde des Fürsten und des Volks, welche auf künstliche Mittel sinnen, wodurch das Schwärmen und Brausen der teutschen Jugend gedämpft werden

könnte. Neuem Weine, welcher im Keller brauset und tobt, öffnet man einen Kanal, durch welchen er sein überfließend Feuer ausspeyen kann; und je lauter und länger er schäumt und toset, desto mehr freuen wir uns auf seine künftige Kraft, und auf den Wohlgeschmack, welcher aus der herben Bitterkeit sich entwickeln wird; und keinem fällt die Thorheit ein, Wasser zuzugiessen, bis sein wilder Muth sich verlieren würde.

Ich nenne das Land unglücklich, wo die gebildetsten Geister geächtet oder in Gefahr der Aechtung, wo sie an die Kette gelegt oder mit Ketten bedroht sind; denn sie selbst kann ich nicht unglücklich nennen, wenn gleich der Blick auf Weib und Kind, auf die Stelle, welche sie leer lassen, auf die Jugend, von der sie scheiden, manchen Seufzer aus der männlichen Brust erwecken mag. Man müßte ja verzweifeln an dem teutschen Gemüthe, wenn Männer, wegen Meinung und Lehre verfolgt, keine Theilnahme, keinen Trost, keine Hülfe in teutschen Landen fänden. Und sie selbst nehmen in sich unerschöpflichen Trost mit. Aber das Land ist unglücklich. Denn hat es schon vorher empfunden, wie der Mangel an Liebe zur Sache und zur Menschheit in allen Zweigen der Staatsverwaltung Unordnung, Untreue und träge Zeitverschwendung hervorbringt: so wird es in der Folge immer mehr allen Zusammenhang zwischen dem Staate und seinem Wohle verschwinden sehen: an willigen Maschinen zur Bearbeitung der Geschäfte

wird es den Machthabern nie fehlen; aber immer mehr an Männern, welche nach beßtem Gewissen handeln und ihr Nachdenken im Leben und Geschäfte anwenden. Die Pflichtreue steht von jeher in der nächsten Verwandtschaft mit der Freyheit: ein ächt-treuer Sklave war den Alten eine Art von Wunder, ein Spiel der Natur; sie verlangten rechtlich gar keine Treue von ihm, sondern waren mit einem durch Furcht geregelten Betragen völlig zufrieden. Wer als Mensch durch Bande entehrt ist, wird als Staatsdiener nicht in der Treue seine Ehre suchen. Diesem wird ein Nicken des Gebieters oder die Hoffnung der Beförderung, vor Allem aber der Erwerb und der Genuß zur einzigen Ehre. Er kann dem Staate fünfzig Jahre dienen, ohne eine Minute an seines Daseyns und seines Amtes Zweck und Nutzen für das Allgemeine zu denken.

In der freyen Ausbildung und Anwendung der Wissenschaft gewinnt die Seele eine immer männlichere Reife, welche den schönsten, heilsamsten Einfluß auf das Leben, auf das Amt, auf die Menschen, mit welchen man in Berührung kommt, immerfort und oft unmerklich ausübt. Die Entfernung solcher durch Wissenschaft selbstständiger Menschen nimmt das Salz aus der menschlichen Gesellschaft. Die Unzahl derer, welche in ihrem ganzen Leben keine andere Reife als die der Jahre erlangen, und unaufhörlicher Anregung von Aussen bedürfen, um nicht ganz unnütz zu seyn, verliert den kräftig-

sten Sporn; die Faulen, Geistestodten freuen sich der nicht mehr gestörten Ruhe; jeder tröstet sich leicht über die eigene Sündhaftigkeit mit der aller Andern und mit der einmal beliebten Form, welche das eben mit sich bringe.

Es ist aber, um von dem verwandten Gegenstande auf die Hauptsache wieder zurückzukommen, auch nicht möglich, der Presse das Eine zu erlauben, das Andre zu verbieten: man kann nicht mit Erfolg den Schriftstellern und Lesern das Gebiet abstecken, auf dem sie sich herumtummeln sollen; denn die Politik, an welche kein Profaner mehr sich wagen soll, ist mit dem übrigen Wissen viel zu genau verflochten, und der Antheil des Volkes daran ist schon viel zu rege geworden, am wenigsten, möchte ich behaupten, durch das Lesen, sondern weit mehr durch die drückenden Umstände, welche in jedem Bürger den Wunsch erregen, diese Staatshaushaltung, welche ihn mit seinem ganzen Hause zu verschlingen droht, näher kennen zu lernen. Scharfe Verbote, harte Strafen werden allerdings die Folge haben, daß die Männer, welche nicht ohne Nennung ihres Namens, und frey und männlich in jeder Hinsicht zu schreiben gewohnt waren, endlich verstummen: die, welche uneigennützig durch Vorstellung heilsamer Wahrheit dem gemeinen Wesen dienen wollen, die wahren Freunde der Fürsten und Völker, müssen in schweigendes Dunkel zurücktreten: und an ihre Stelle schleichen zwey Gattungen von Menschen herbey, beyde gleich schlecht,

gleich verderblich, in ihren Aeußerungen verschieden, aber eins im Eigennutzen. Die geschäftigen Diener, die unermüdeten Lobredner sind die Einen, die heimlich aufstiftenden Feinde der Ordnung die Andern. Jene bethören so gut wie möglich ihre Gönner durch eckelhafte Lobpreisungen, durch Verschönerung des Häßlichen, durch laute Bewunderung des Gemeinen; (wollte Gott, daß Teutschland nie einen solchen Schriftsteller hervorgebracht hätte!) während der Gepriesene nicht bedenkt, daß sein mit Hoffnung oder mit Geld bezahltes Lob, dort, wo es gehört werden und wirken soll, einen weit schlimmern Eindruck macht, als wenn er gar nicht gelobt worden wäre. Der Bethörte meint den Wiederhall der öffentlichen Stimme zu hören, während er nur die vom Sprachrohr der Zeitungen verstärkten Töne knechtischer und treuloser Schmeichler hört. Auf der andern Seite werden bey solchen Umständen alle Niederträchtigen, welche ihr Vermögen durchgebracht, oder, an Müssiggang gewöhnt, von jeher aus Andrer Beutel ihre Zeche bezahlt haben, sogenannte Patrioten, d. h. solche, welche durch die unverschämtesten Lügen, durch die gröbsten Verdrehungen insgeheim das Volk seiner Regierung entfremden, durch Wort und Schrift die Unzufriedenheit wecken und mehren.

Wenn aber das auch nicht der gewöhnliche Gang wäre, wenn wir annehmen wollten, daß es gelingen könnte, den Antheil aller derer am Staate, welche keinen äussern Beruf dazu haben, zu entfernen, ja zu

tödten, und die bewunderten Gränzscheiden Aegyptens soweit herzustellen, daß die politischen Schriftsteller der Volkspartie ungefähr so behandelt würden, wie dort der Hirtenstamm: was würde für das Ganze die Frucht davon seyn? Das wird wohl eine selige Ruhe seyn, die wie ein ungetrübt blauer Himmel über Europa sich hinbreitet! Das wird eine Regelmäßigkeit, eine Ordnung werden! Da wird das Regieren so leicht, und das Gehorchen so süß, als das Befehlen seyn! Die, welche regieren, werden Niemals irren, oder, wenn es der Fall wäre, den Irrthum leicht wieder gut machen. Durch Uebelwollende nicht gestört, werden sie eine wahrhaft göttliche Konsequenz in den ganzen Gang des Staatslebens bringen. Kein durch Geburt und Stand unberufener wird sich in die heiligen Gemächer eindrängen, wo das Schicksal der Völker abgewogen wird; der Vater wird wieder dem Sohne, wie in der herrlichen patriarchalischen Zeit, seine Wissenschaft samt seinen Rechten und Genüßen übertragen. Der Sohn, schon von der Wiege an unter lauter bedeutenden Menschen und Umstände, zu leben gewohnt, wird die schwere Kunst des Befehlens und Verwaltens noch an der Brust der Amme lernen. Das übrige Volk, welchem nur ein bestimmtes Maaß der ihm heilsamen Kenntnisse zugetheilt, und das mit väterlicher Weisheit vor allem Schädlichen, vor allem Vorwitz bewahrt wird, findet sich alsdann glücklich, indem es kein Verlangen nach Dingen trägt, die es nicht versteht. Eine heilsame, aber liberale Polizey setzt die

gute Gewohnheit an die Stelle guter Entschlüsse, den Gehorsam an die Stelle der Liebe, auf welche letztere man übrigens wegen der edeln Absichten, die man hegt, nicht im Mindesten verzichtet. Freylich wäre es möglich, daß, wenn den ewigen Feinden der Ruhe gelänge, Kriege anzufachen, diese Liebe wieder nothwendig oder wenigstens nützlich wäre. Da aber Hoffnung vorhanden ist, daß der größte Theil der civilisirten Welt gleiche väterliche Vorsicht gegen das Einwirken der Uebelwollenden anwendet; da man um eine ungeheure Länderstrecke einen undurchdringlichen Grenzkordon gegen alles Schlechte gezogen hat, oder noch zieht, so ist die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man auch die Liebe des Volkes zu seinem Boden und seiner Verfassung werde entbehren können; denn bey so tiefgehenden, umfassenden und weisen Einrichtungen kann nicht wohl ein Krieg ausbrechen. Und überdem weiß man ja aus Erfahrung, was in dem schlimmsten Falle eine wohlgefaßte Proklamation vermag. Genug ein himmlisches, seliges Leben, wie der olympischen Götter, welche Homer ganze Tage dem Festmahl widmen läßt, wartet der jetzigen Welt, wenn sie ihre Arme willig in das wohlgewirkte Gängelband hineinsteckt.

Wenn mein Glaube an höhere Weltordnung mir erlaubte, solcher Aussichten Erfüllung zu erwarten, wahrlich, ich müßte den Tag verwünschen, da ich das Glück der Vaterfreude zuerst empfunden! oder ich müßte wünschen, daß ich mei-

nen süßen, lieben Kindern allen ins Grab blicken, und bald auch aus solcher Drangsal mich zu ihnen hinüber retten dürfte! Fürwahr, wir verkehrtes Menschengeschlecht arbeiten immer daran, Gottes schöne Welt zu verderben; noch heute thürmt man in frechem Uebermuthe Berge auf Berge, um endlich eine ganz sichere Veste menschlichen Glücks, wo nicht für Alle, doch für Etliche zu gründen. Im gedeihlichen Fortgange der Arbeit denkt man nicht an das Ende aller Menschenkraft, die Gränze alles Menschenwitzes; bis endlich der Herr herabfährt, daß er sähe die Stadt und den Thurm, die die Menschenkinder baueten: ja bis endlich sein Blitz das kecke Geschlecht unter die Trümmer seiner Werke hinabschleudert. Da denket denn erst wieder der Mensch, daß er ein Mensch sey. Da steigt er, wie jener Sanherib, der Schrecken Asiens, nach der trefflichen Schilderung (Jes. XIV.) des Propheten, entblößt hinab in die dunkle Gruft: alle Herrscher der Welt, die in der Unterwelt, gekleidet in das Schattenbild ihrer ehmaligen Würde, auf ihren Stühlen umhersitzen, stehen auf, aus Achtung vor der vormaligen Größe dessen, der jetzt ihres Gleichen ist; und da sie von ihm abgefallen sehen Alles, was einst an ihm groß, furchtbar, glänzend war, beginnen sie die laute Klage:

Du bist auch geschlagen, gleich wie wir, und gehet dir, wie uns. Deine Pracht ist herunter in die Hölle gefahren, samt dem Klange deiner Har-

fen. Motten werden dein Bette seyn, und Würmer deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Wie bist du zur Erde gefället, der du die Völker schwächtest? Gedachtest du doch in deinem Herzen: ich will in den Himmel steigen, und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen. Ich will über die hohen Wolken fahren, und gleich seyn dem Allerhöchsten. Ja zur Höllen fährest du, in die Tiefen der Unterwelt. Wer dich siehet, wird dich schauen und ansehen, und sagen: Ist das der Mann, der die Welt zittern und die Königreiche beben machte?

Ein gewaltiger Blitz, welcher aus dem über unsrem Haupte heraufgezogenen Gewölke herniederzuckte, gefolgt von furchtbarem Donner, der lang in den engen Thälern nachhallte, schreckte uns alle auf. Wie wir jetzt, sagte im Hause der Pfarrer, zu unsrer Sicherheit das Unsrige gethan, und das schützende Dach gesucht haben, wohl wissend, daß es gegen die Uebergewalt der Elemente nichts vermag, wenn Gott uns nicht hilft und schützt; eben so können wir gewiß im Gange der Weltereignisse, gegen drohenden Schaden oder zur Entfernung vorhandener Uebel nur das Nächste und Kleinste thun und beytragen. Die Welt hilft der erst verbessern, welcher in seinem Kreise der Beßte und Gewissenhafteste zu seyn sich bemüht. Das Uebrige sey, wenigstens von mir, dem Himmel anbefohlen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Roth, Karl Ludwig

Zeitgebrechen Ansichten und Parallelen

Stuttgart 1820

L.eleg.m. 674 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576848-2